

Wirtschaft

Der Aargau – das Rüebli-land. Ein Klischee will es so. Tatsächlich entwickelte sich der Gemüsebau seit 1950 in Teilen des Kantons zu einer der tragenden Säulen der Aargauer Landwirtschaft. Der Anbau von Saison- und Feldgemüse verspricht eine höhere Wertschöpfung als der traditionelle Mischbetrieb. Solche Höfe mit einer Palette verschiedenster Produkte sind selten geworden. Während sich die Bauernbetriebe mechanisiert, motorisiert und chemisiert haben, setzte eine Spezialisierung auf ein hauptsächliches Erzeugnis ein. Entscheidend dabei war, dass Erdölprodukte vergleichsweise günstig und in grossen Mengen verfügbar waren: Treibstoffe, Schmiermittel, Plastikprodukte, synthetische Dünge- und Pflanzenschutzmittel. Günstige Kredite und Subventionen finanzierten diese Umstrukturierung.

Patrick Zehnder hat die Aargauer Landwirtschaft untersucht und beschreibt, weshalb zahlreiche Bauernfamilien in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ihren traditionellen Erwerbszweig verliessen. Wer trotz Deagrarisierung weiter Landwirtschaft betrieb, erlebte einen tiefgreifenden Wandel. Ausserhalb der Dörfer entstanden moderne Hofsiedlungen, wo wenige Personen immer grössere Flächen bearbeiteten. Die ökologischen Bestrebungen der Landwirtschaftsreformen nach 1990 begannen nach und nach zu greifen.

Einen Überblick über die historische Entwicklung der Landwirtschaft seit der Kantonsgründung bietet der Band «Landwirtschaft im Aargau – gestern, heute, morgen», erschienen 1988 aus Anlass der Zentenarfeier der landwirtschaftlichen Berufsbildung im Aargau. Aus dem Jahr 2013 stammt das Aargauer Bauernbuch, herausgegeben vom Bauernverband Aargau zu seinem 175-jährigen Bestehen. Ergänzt wird die regionale Übersicht von Untersuchungen aus dem Umkreis des Berner Archivs für Agrargeschichte, das auch über die Landesgrenzen hinaus zu schauen pflegt. Reichhaltig gestaltet sich auch das Material, das die Landwirtschaftsstatistik auf nationaler und kantonaler Ebene bereithält. Die Angaben aus den Betriebsbuchhaltungen waren einerseits Grundlage zur Steuerung des einzelnen Bauernhofs, andererseits auch die Basis für die Subventionen und Direktzahlungen. Doch alle diese Publikationen und Datensätze wären blutleer, wären nicht die Bäuerinnen und Landwirte dahinter zu greifen. Ihre Aufzeichnungen und Erinnerungen zeigen, wie individuell jede Familie, jeder Hof, jedes Dorf in landwirtschaftlicher Hinsicht letztlich ist.

Einmal Industriekanton – immer Industriekanton? Dieser Frage widmete sich Astrid Baldinger Fuchs in ihrem Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte des Industrie- und Dienstleistungssektors. In der Mitte des 20. Jahrhunderts war der Aargau einer der am höchsten industrialisierten Kantone der Schweiz, und der Höhenflug setzte sich mit dem Wirtschaftswunder während der «Trente Glorieuses» fort. Bereits bestehende Industriecluster – vor allem Baden – wuchsen weiter. Neue Industrien siedelten sich im Limmattal, im Fricktal, im Birrfeld und im Wynenfeld an. Die Bauwirtschaft boomte, denn Wohnungsraum war knapp, gleichzeitig entstanden Fabriken, Schulen und Spitäler. Als wäre es nicht genug,

verlangte der Ausbau der Strasseninfrastruktur – verursacht durch die Massenmotorisierung – weitere Arbeitskräfte. Gewerkschaften erstritten höhere Löhne, Arbeitsverträge und bessere Arbeitsbedingungen. Der Konsum als neuer Wirtschaftsfaktor etablierte sich. Es herrschte Vollbeschäftigung.

In Zeiten, wo es an Arbeitskräften mangelte, hatte das Wort «Rationalisieren» eine positive Bedeutung. Das änderte sich ab Mitte der 1970er-Jahre. Mehrere Faktoren kamen zusammen. Zum einen änderten sich die Rahmenbedingungen für den Export. Flexible Wechselkurse verteuerten den Franken, die Liberalisierung des Handels öffnete den Markt, der Schutz des Binnenmarktes löste sich auf. Im Kampf um billige Massenprodukte lag die Konkurrenz in Osteuropa oder im Fernen Osten. Der Industriekanton mit seinem einst vielseitigen Branchenmix war konfrontiert mit Desindustrialisierung: Arbeitsplatzabbau, Industriebrachen, globalen Eigentümern – und Arbeitslosigkeit. Im schweizweiten Vergleich blieb der Aargau dennoch ein Industriekanton.

Seit den 1970er-Jahren sind neue Arbeitsplätze verstärkt im Dienstleistungsbereich entstanden. Informatik und Kommunikation, Konsum und Gesundheit waren Branchen mit grossem Wachstum. Hier entstanden Teilzeitstellen, welche es den Frauen vermehrt ermöglichten, berufstätig zu sein. Teilzeitarbeit und Tieflohnstrukturen sind auch nach 2000 Merkmal der weiblichen Erwerbstätigkeit.

Ein starkes Standbein der aargauischen Wirtschaft waren und sind die Elektro- und die Kernenergie. Der Wasserreichtum unserer Flüsse hatte zum Bau von Laufkraftwerken und drei Atomkraftwerken geführt. In diesem Umfeld entstanden hochwertige Arbeitsplätze in der Forschung. Im Dreieck BBC-Forschungszentrum Dättwil (heute ABB), HTL Brugg-Windisch (FHNW) und Paul Scherrer Institut siedelten sich weitere Institutionen an wie High-tech Aargau oder der Park Innovaare.

Statistiken machen einerseits einen Strukturwandel in Zahlen nachvollziehbar, andererseits unterliegen sie ihm selbst. Betriebszählungen erfassten 1939, 1955 und dann bis 1985 im Zehnjahresrhythmus die Zahl der Betriebe und Arbeitskräfte nach Sektoren unterteilt. Danach gab es einen Systemwechsel: häufigere Zählung, andere Einteilungen. Einen Überblick in die Entwicklung aller Branchen und manchmal einen Einblick in einzelne Betriebe bieten die Berichte der Aargauischen Handelskammer, ergänzt durch die Mitteilungsblätter des Aargauischen Arbeitgebervereins. Im Staatsarchiv Aarau erweitern die Akten der Gewerkschaften und Verwaltung die Sichtweise auf Problemstellungen. Im Schweizerischen Wirtschaftsarchiv in Basel finden sich zu Aargauer Unternehmen, Branchen, Verbänden und zur Energiewirtschaft Jahresberichte und Dokumente sowie eine thematische Sammlung von Zeitungsartikeln. Wertvolle Tiefenbohrungen ermöglichten die Zeitzeugengespräche und die seit den 1990er-Jahren entstandenen Unternehmens- und Ortsgeschichten.

Vom Aargauer Mischbetrieb zum spezialisierten Grosshof

Deagrarisierung nach 1950

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts erlebte auch der Aargau eine eigentliche Deagrarisierung der Gesellschaft. Trotzdem behielt die Landwirtschaft ihre ökonomische Bedeutung, insbesondere indem sich die Bauernhöfe vergrösserten und rationalisierten. Viele der einst vergleichsweise kleinen Mischbetriebe spezialisierten sich auf wenige Produkte. Sie mechanisierten und motorisierten ihre Arbeitsweise – und setzten Kunstdünger und Pflanzenschutzmittel ein. In jüngster Zeit zeichnet sich eine ökologische Wende ab. — *Patrick Zehnder*

Bedrohte bäuerliche Existenz

Es waren die Erfahrungen von Unterversorgung und Mangel der ersten Jahrhunderthälfte, welche die Schweizer Landwirtschaft und die Landwirtschaftspolitik prägten.¹ Vor diesem Hintergrund wurden die Bauernfamilien zu «Arbeitern im öffentlichen Dienst» zur Sicherung der Nahrungsvorsorgung, zu einer Art landwirtschaftlichem Service public. Zahlreiche Organisationen bäuerlicher Gruppen und staatliche Eingriffe, etwa die massiven Subventionen, gehen auf diese Zeit zurück. Massgeblich daran beteiligt war der 1897 gegründete Schweizerische Bauernverband. Seine zentrale Figur war Ernst Laur (1871–1964),² der während vierzig Jahren, als streitbarer Schweizer Bauernführer und zuweilen als «König der Bauern» apostrophiert, von Brugg aus mit nationalökonomischen Ansätzen die Modernisierung der Schweizer Landwirtschaft vorantrieb.

Laur's Vermächtnis wirkte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nach: mit Subventionen, Zollschränken für Milch, Fleisch und Getreide sowie weiteren protektionistischen Massnahmen, die aus der Mangelerfahrung der beiden Weltkriege heraus auch im Kalten Krieg die Ernährungssicherheit so weit wie möglich gewährleisten sollten.³ Gleichzeitig führten die Industrialisierung und die Rationalisierung der landwirtschaftlichen Produktion nach 1950 zu einem regelrechten «Bauernsterben» (siehe Grafik 38). Dieser Vorgang ist laut dem britischen Universalhistoriker Eric Hobsbawm

(1917–2012) der «dramatischste und weitreichendste soziale Wandel in der zweiten Hälfte dieses [d. h. des 20.] Jahrhunderts, der uns für immer von der Welt der Vergangenheit getrennt hat».⁴

Schutz und Förderung der Landwirtschaft

Unmittelbar nachdem die Friedensglocken eine neue Ära eingeläutet hatten, machte sich der Gesetzgeber auf eidgenössischer Ebene an die Neugestaltung des Agrarsektors. Der Bund gab mit dem «Bundesgesetz über die Förderung und die Erhaltung des Bauernstandes» – wie das Landwirtschaftsgesetz von 1951 mit vollem Wortlaut hiess – fortan in der Landwirtschaftspolitik den Takt an.⁵ Zentral waren die gesetzlichen Bestimmungen zur Verbesserung der landwirtschaftlichen Ausbildung und zur sogenannten Bodenverbesserung.⁶ Dazu kamen detaillierte Angaben zum Schutz und zur Förderung einzelner Landwirtschaftszweige, vom Ackerbau über die Viehzucht bis zu den Spezialkulturen wie etwa dem Weinbau. Das Landwirtschaftsgesetz übertrug der Eidgenossenschaft nicht nur die Oberaufsicht über die Agrarwirtschaft, sondern bürdete ihr auch wachsende Kosten auf, die einmalig zur Strukturverbesserung beitrugen oder in Form von Subventionen wiederkehrenden Charakter erhielten. Es war an den Kantonen, die eidgenössischen Vorgaben umzusetzen.

So war die Aargauer Landwirtschaftsdirektion bis Ende der 1950er-Jahre mit den praktischen Ausführungsbestimmungen zum Landwirtschafts-

gesetz beschäftigt. Vorab galt es, den Rebbau mit dem Weinstatut neu zu regeln, ebenso das landwirtschaftliche Bildungs- und Versuchswesen sowie die Unfallversicherung landwirtschaftlich tätiger Personen und die Unfallverhütung im landwirtschaftlichen Arbeitsfeld.⁷ Auch die Schaffung der Landwirtschaftlichen Schulen in Frick (Eröffnung 1956), Muri (1956) und auf der Liebegg bei Gränichen (1958) als Ersatz für die zentrale Ausbildung in Brugg war eine direkte Auswirkung dieser Tätigkeit.⁸ Die Neuerungen begleiteten eine Reihe von Veränderungen, die über das ganze Jahrzehnt immer wieder Thema waren: Spekulation mit Landwirtschaftsland, überrissene Pachtzinsen, steuerliche Bewertung landwirtschaftlicher Immobilien und gehäufte bäuerliche Konkurse.⁹ In jener Zeit schieden zudem wenig ertragreiche Areale aus der landwirtschaftlichen Produktion aus, beispielsweise Riedwiesen und Torfland, ebenso am Südhang der Gisliflüh die karge Chlätmatte, die Naturisten seit 1952 als Klubgelände nutzen.¹⁰

Arbeitnehmerschutz gegen Abwanderung in die Industrie

Eines der drängendsten Probleme bildete der Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitskräften. Denn diese wandten sich in den 1950er-Jahren zu Hunderten der Industrie zu.¹¹ So schlecht waren die Arbeitsbedingungen in der Landwirtschaft, so gering der Arbeitnehmerschutz. Ein Mittel dagegen sollte der «Normalarbeitsvertrag über das Dienstverhältnis in der Landwirtschaft und in Freilandgärtnereien» werden, wie er im Kanton Aargau im April 1957 in Kraft trat.¹² Voraus ging ein zähes Ringen zwischen der Aargauischen Landwirtschaftlichen Gesellschaft, dem Christlichen Landarbeiterbund des Kantons Aargau (CLB) und dem Aargauischen Gemüseproduzentenverband. Sie verhandelten unter der Leitung von Regierungsrat Ernst Schwarz (1917–1985, Mitglied der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei), der von 1953 bis 1965 Landwirtschaftsdirektor war.¹³ In der Vernehmlassung offenbarte CLB-Präsident Eugen Frey (1921–2006) aus Wettingen einen Einblick in die landwirtschaftlichen Arbeitsverhältnisse.¹⁴ Er pochte auf eine Beschränkung der Arbeitszeit, auf Mindestlöhne inklusive Regelung des Naturallohns (Zimmer, Verpflegung, Besorgung der Wäsche), einen besseren Schutz der Tagelöhner und auf eine klare Regelung des Kündigungsschutzes: «Das Wort Präsenzzeit ist prinzipiell wegzulassen. Die Zahl von 14 Stunden würde erneut Anlass zu Gründen der Landflucht! [...] Dazu soll, wie vorgeschlagen, eine nächtliche Ruhezeit von 10 Stunden, und eine Mittagspause von mindestens 1 Stunde festgelegt werden. [...] Der Vorstand empfiehlt zu prüfen, ob bei der Berechnung der Ferien nicht die Dienstjahre in der Landwirtschaft anstatt Dienstjahre beim gleichen Arbeitgeber gezählt werden sollen. Dies wäre ein Anreiz, der Landwirtschaft treu zu bleiben. Bei Volljährigkeit der eigenen Kinder werden oft die Angestellten überflüssig, sodass sie dann wieder von vorne beginnen müssen.»¹⁵ Begründet wurden die christlich-sozialen Anliegen mit dem Schutz der Familie und des Individuums. Deshalb unterschied man deutlich zwischen verheirateten und ledigen Personen. Letztlich setzten sich

die Arbeitgebervertreter weitgehend durch. Damit wurden die Arbeitsplätze in der Industrie mit kürzeren Arbeitszeiten, besseren Löhnen und längeren Ferien noch attraktiver (siehe «Industrie», S. 324).

Produktionssteigerung durch Motorisierung

Die Landwirtschaft der 1950er-Jahre steigerte die Produktion enorm. Verantwortlich dafür waren in erster Linie Maschinen.¹⁶ Im Aargau und in den anderen Mittellandkantonen erleichterten der Motormäher und der Einachstraktor mit Triebachsanhänger die Arbeit. Anbaugeräte zum Mähen von Gras und Wenden von Heu beschleunigten die Produktion.¹⁷ Bereits 1951 fuhren erste Dreschmaschinen für Erbsen auf dem Birrfeld und im Unterfreiamt auf. Auf die stürmische Entwicklung reagierte der Bund 1959/60 mit einer Agrarpolitik, welche die Rationalisierung noch stärker förderte.¹⁸ Entscheidend dabei war die weitgehend freie Verfügbarkeit von fossiler Energie als Treibstoff, Schmiermittel und in Form von Dünger.

Nach 1960 verbreiteten sich im Aargau immer mehr Traktoren und auch erste Ladewagen.¹⁹ Das Fricktaler Dorf Wittnau beispielsweise setzte in jenen Jahren zu einem motorisierten Höhenflug an.²⁰ Einige wenige Zugfahrzeuge baute die Traktorenfabrik Eckert in Leibstadt, bevor die Erzeugnisse von Vevey, Bühler, Hürlimann, Bucher und Rapid in Gebrauch kamen.²¹ 1964 fuhren die ersten Kreiselmäherwerke über die Kunstwiesen, während Heugebläse die Heustöcke beschickten. Gegen Ende des Jahrzehnts fanden sich immer häufiger Melkmaschinen, Güllepumpen, Jauchedruckfässer, Mistzetter und stehende Siloanlagen auf den Bauernhöfen, die Silos teilweise produziert von der Firma Huber aus Lengnau im Surbtal. Die Motorisierung der Landwirtschaft entschärfte auch den drückenden Mangel an Arbeitskräften. Die Bauern sahen diese Entwicklung in einer ersten Phase positiv, auch weil die Arbeit weniger anstrengend und rationeller wurde.²² Sie erlebten jedoch, wie der einst stolze Meisterbauer mit Mägden und Knechten und grosser Familie zunehmend vereinzelt. Zudem entstand unter Bauern ein gewisser Druck, die neusten Maschinen anzuschaffen, um auf dem Stand der Zeit zu sein, was auf vielen Höfen finanzielle Engpässe auslöste. Die moderne Landtechnik entwickelte sich zunehmend zu einem Statussymbol. Ein Ausweg aus der dabei drohenden Schuldenfalle bildeten der gemeinsame Erwerb und der genossenschaftliche Besitz und Unterhalt in sogenannten Maschinenringen. Zum Beispiel schaffte die Landwirtschaftliche Genossenschaft Suhrental mit Sitz in Schöffland schon in den frühen 1960er-Jahren eine selbst fahrende Hochdruckspritze an, die bei den Genossenschaffern von Wittwil über Moosleerau bis Attelwil zum Einsatz kam.²³

Platz schaffen mit Güterregulierungen und Aussiedlungen

Die Rationalisierung mittels Maschinen verlangte nach grosszügigeren Betriebsstrukturen, als sie die im nationalen Vergleich kleinen Mischbetriebe im Aargau besaßen.²⁴ Dies führte dazu, dass in den Aargauer Kleinstädten die Bauernhöfe



242 Getreideernte auf dem Kornberg im Fricktal, 1961. Der vom Bauern gelenkte Traktor zog den Bindemäher, den der Jungbauer überwachte. Die Maschine schnitt die Halme ab und band sie zu Garben. Das Aufschieben zu Puppen war noch immer Handarbeit, ebenso das Aufladen, um sie zum Dreschen ins Tenn zu fahren.



243 «Rekordkuh» in Moosleerau, 1959. Der Zuchterfolg eines Suhrentaler Milchbauern machte Schlagzeilen, als seine Kuh von der Rasse Simmentaler Fleckvieh ihr bereits siebtes Kalb zur Welt brachte. Der stolze Besitzer präsentierte mit seinen Kindern die beiden Tiere.



244 Viehmarkt Ende August 1961 in Brugg. Auf dem Platz hinter der 1929 erbauten Markthalle Brugg-Windisch feilschen zwei Männer um ein Stück Vieh. Damals wickelten Züchter und Viehhändler ihre Geschäfte direkt und in aller Öffentlichkeit ab, lange vor dem anonymen Grosshandel.



245 Riesenkartoffel aus Frick, 1952. In den 1950er-Jahren berichteten die Aargauer Zeitungen regelmässig über Erfolge in der Landwirtschaft. Grosse Ernten, wie hier die 990 Gramm schwere «Rekordkartoffel», betrachtete man als einen Beitrag zur sicheren Landesversorgung.



246 Pflügen mit Vevey-Traktor in den 1950er-Jahren. Der Traktor erleichterte die Arbeit der Bauern, ganz besonders im Acker- und Futterbau. Zwischen 1937 und 1963 wurden 3300 solche Zugmaschinen ausgeliefert. Mancher Aargauer reiste an den Genfersee, um von Vevey seinen Traktor persönlich heimzufahren.



247 Melkmaschine an der Maschinenschau in Brugg, 1959. Die Bauernfamilien informierten sich an Ausstellungen über die jüngsten Entwicklungen und neusten Maschinen. Durch die Mechanisierung wurde das Melken weitgehend zur Männersache, die Reinigungsarbeiten in der Milchammer dagegen blieben Frauenarbeit.



248 Erbsenernte mit Mähdreschern, 1970. Im Umfeld der Aargauer Konservenfabriken bauten die Bauern Erbsen, Bohnen und anderes Gemüse an, die selbst fahrende Spezialmähdrescher – hier der Marken Herbort und Brüser – von den Stauden trennten und direkt auf Lastwagen für den Transport in die Fabrik umladen.



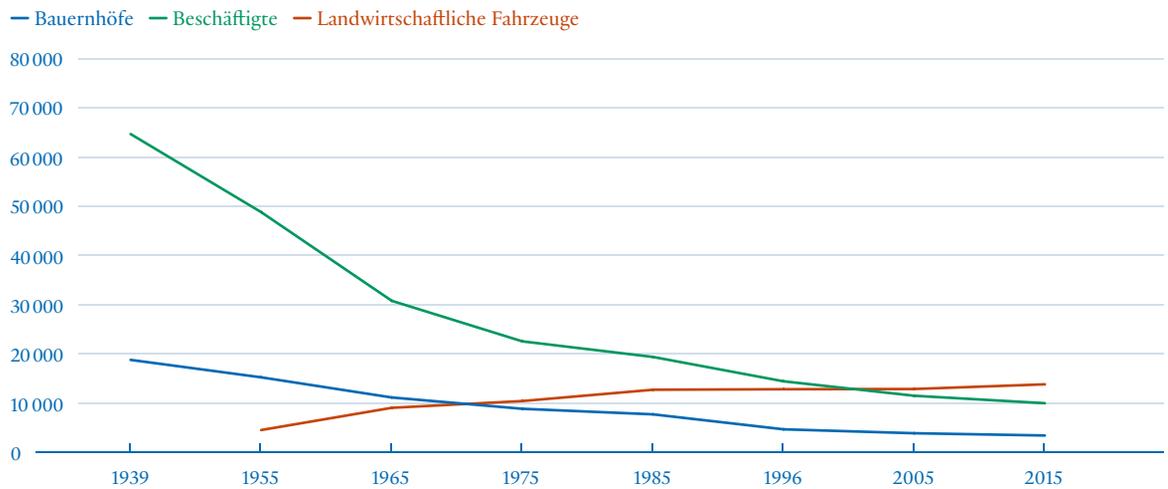
249 Rationelles Gemüseverpacken im Murimoo, 1964. Der Aargauische Gemüseproduzentenverband liess Bäuerinnen zeigen, wie Gemüse marktgerecht zu verpacken war. Die «Rüebli» wurden exakt abgewogen, über einen Trichter in ein Plastiknetz gefüllt, das dann mit einer Metallklammer verschlossen wurde.



250 Runkelrübenputzen auf dem Acker in den 1950er-Jahren. Frauen und Mädchen rüsten zusammen mit dem Grossvater das einst begehrte Futter für Rinder und Schafe. Die Arbeit in der Gruppe verschwand durch die Mechanisierung der Landwirtschaft. Arbeitsspitzen aber deckten Familienmitglieder noch immer selbst ab.

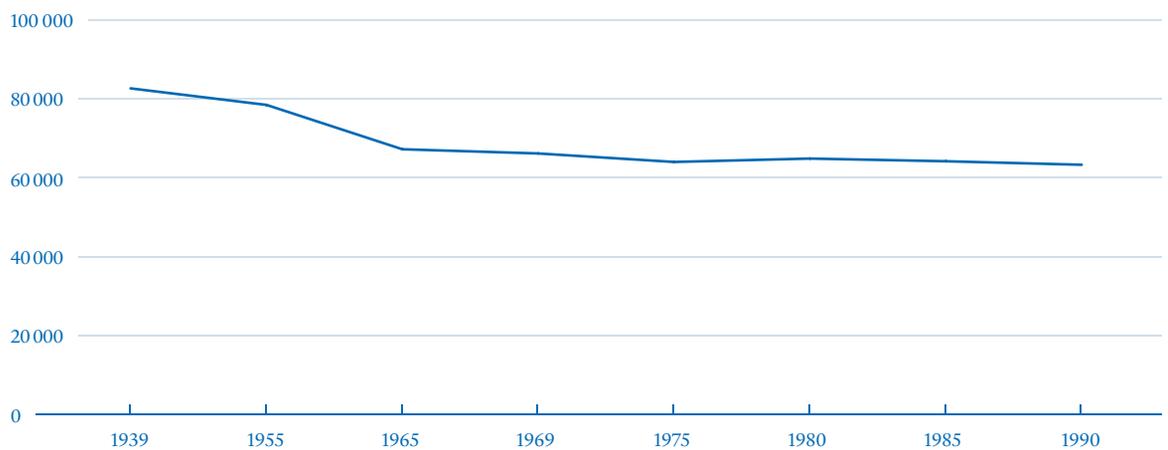
Grafik
38

Landwirtschaftliche Betriebe, Beschäftigte und Fahrzeuge im Aargau 1939–2015



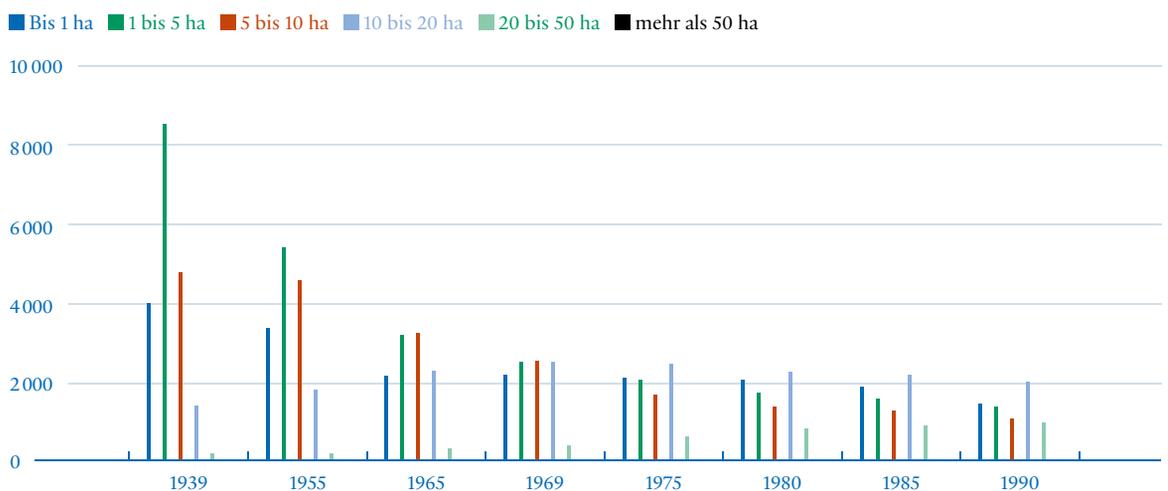
Grafik
39

Landwirtschaftliche Nutzfläche im Aargau 1939–1990 (in Hektaren)



Grafik
40

Landwirtschaftliche Betriebe nach bearbeiteten Flächen im Aargau 1939–1990



Grafik 38 Von 1939 bis 2015 gaben über 15 000 der ursprünglich fast 19 000 Bauernbetriebe auf. Die Deagrarisierung ging einher mit der Motorisierung der Landwirtschaft. 1970 fand sich durchschnittlich auf jedem Aargauer Hof ein Traktor, ein einachsiger Mäher oder eine selbst fahrende Maschine. Zur Jahrtausendwende kam auf jede landwirtschaftliche Arbeitskraft mindestens ein solches Fahrzeug. Quelle: Statistik Aargau.

Grafik 39 Die landwirtschaftliche Nutzfläche im Aargau schrumpfte nach 1939 um knapp ein Viertel, am stärksten zwischen 1950 und 1970, bevor kommunale Nutzungsordnungen vorlagen. 1990 machte die Landwirtschaftsfläche mit 63 328 Hektaren 45 Prozent der Kantonsfläche aus. Sie ging bis 2018 nochmals um 3200 Hektaren zurück. Quelle: Statistik Aargau.

Grafik 40 In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nahmen im Aargau die Bauernbetriebe mit einer Grösse bis zehn Hektaren am stärksten ab, wobei die Kleinsthöfe mit bis einer Hektare Fläche weniger stark schwanden. Die Anzahl grösserer Betriebe wuchs, jene mit zwanzig bis fünfzig Hektaren vervielfachte sich. Zwei Dutzend Grossbetriebe mit über fünfzig Hektaren blieben bis 1990 die Ausnahme. Quelle: Statistik Aargau.

fast ausnahmslos verschwanden.²⁵ In den Dörfern dagegen strengten örtliche Bodenverbesserungsgesellschaften, unterstützt von Bund, Kanton und Gemeinden, langwierige Meliorationsprojekte an.²⁶ Sie beinhalteten Güter- und Waldzusammenlegungen, Flurwegbauten, Entwässerungen, Hofwasserversorgungen, Hangrutschsanierungen oder die Rekonstruktion alter Drainagen. Vor 1945 gab es im Aargau nur ganz wenige Meliorationen, so im Rebbaudorf Mandach im Bezirk Brugg zwischen 1928 und 1934.²⁷ Erst in den 1950er- und 1960er-Jahren kam es im Aargau zu einer grossen Zahl von Güterregulierungen, vor allem im Fricktal, im Freiamt und im Studenland.²⁸ Sie erfassten auch den zentralen Kantonsteil, wo die Planung und der Bau der Nationalstrassen und deren Zubringer- und Umfahungsstrassen Anlass dazu gaben.²⁹ Zeitweilig waren kantonsweit fünfzig Gesamtmeliorationen gleichzeitig im Gange.

Hand in Hand mit den Güterregulierungen ging der Bau neuer Bauernhöfe ausserhalb der beengenden Dorfstrukturen. Dazu entwickelte man in den frühen 1960er-Jahren den «Aargauer Siedlungstyp».³⁰ Sein Raumprogramm gab wieder, was der Aargau von alters her unter einem Bauernhof verstand: einen Mischwirtschaftsbetrieb mit einem Dutzend Milchkühen, bewohnt von zwei bis drei Generationen, die unter einem Dach lebten. Die Siedlungen wurden zum Erfolg. Bis in die frühen 1980er-Jahre entstanden zwischen 200 und 250 solche Bauernhöfe im Baukastensystem (siehe «Raumplanung», S. 74).³¹

Auswege aus der Misere: Hofaufgabe

Wer nach 1950 nicht in der Lage war, seinen Hof zu vergrössern und sich zu spezialisieren, musste sich zwangsläufig mit der Frage befassen, ob der Betrieb nicht besser aufzugeben und anderweitig nicht einfacher ein Auskommen zu finden sei. Die Überlegungen differierten von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof, von Familie zu Familie und folgten keinem erkennbaren Muster.³² Wichtige Fragen etwa waren, ob es nachfolgewillige Söhne gab oder die Möglichkeit bestand, Bauland zu verkaufen. Die kleinsten Bauerngüter, oft im Nebenberuf von Frau und Kindern betrieben, verschwanden im Kanton in den 1960er- und 1970er-Jahren.³³ Sie setzten am meisten Arbeitskräfte frei, die in der wachsenden Baubranche und in der Industrie unterkamen.

Zur Illustration der Deagrarisierung diene hier Gansingen im Fricktal, das sich 1957 zu einer Güterzusammenlegung entschlossen hatte.³⁴ Zwanzig Jahre später surrten auf den 41 hauptberuflichen Bauernhöfen 22 Melkmaschinen, brummten 44 Traktoren, die 42 Ladewagen zogen. 1988 gab es im Dorfkern noch acht Betriebe. Zwei Bauernfamilien waren in neue Siedlungen ausserhalb des Dorfs gezogen. 31 hatten aufgegeben, ihren Hof verkauft oder das Land verpachtet, was den verbleibenden erlaubte, ihre Betriebe zu arrondieren.³⁵ In Seengen im Seetal gaben bis 2010 sogar 73 Bauernhöfe auf, meist kleinere, die in der Nähe des Dorfkerns lagen. In dieser Zeit kam es zu vier Aussiedlungen. 17 weitere Höfe hielten sich, wovon zwei sich gänzlich auf Ackerbau respektive Weinbau spezialisierten.³⁶ Diese Entwicklung brachte mit sich, dass viele land-

wirtschaftliche Genossenschaften, die ursprünglich aus lokalen Initiativen hervorgegangen waren, sich auflösten. So etwa 2004 die 1892 gegründete Landwirtschaftliche Genossenschaft Suhrental, die zu den besten Zeiten für siebzig Anteilnehmer 1,4 Millionen Franken Umsatz (1981) erzielte.³⁷ Auch die Milch- und Landwirtschaftliche Genossenschaft Frick gab 2010 kurz vor der Hundertjahrfeier auf.³⁸ Sie verzeichnete 1956 Milchablieferungen von 650 000 Litern und wagte Mitte der 1970er-Jahre einen Neubau mit Volg-Laden und Wohnungen im Dorfzentrum.

Auswanderung nach Kanada und Australien

Den veränderten Bedingungen in der Landwirtschaft liess sich auch mit Auswanderung begegnen. Ab dem Zerfall des US-Dollars 1974 akzentuierte sie sich auch unter Aargauer Landwirten, sodass Grossrat Karl Kyburz (1918–1984, Mitglied der Schweizerischen Volkspartei) aus Unterentfelden 1980 eine Interpellation im Grossen Rat eingab.³⁹ Er sorgte sich um die zahlreichen auswanderungswilligen Bauernfamilien, die unbekannte Agenten mit Inseraten in der Landwirtschaftspresse nach Kanada abwarben.⁴⁰ Diese Tätigkeit unterstand noch immer dem Bundesgesetz betreffend den Geschäftsbetrieb von Auswanderungsagenturen von 1888. In seiner Antwort betonte der freisinnige Regierungsrat Kurt Lareida (1923–1998) als Finanz- und damit Landwirtschaftsdirektor, weder beim Bund noch beim Kanton lägen Klagen gegen fehlbare Vermittler vor.⁴¹ Zudem sei die kanadische Regierung daran interessiert, dass den rund 400 übersiedelten Schweizer Bauern weitere folgten, um kanadische Farmen zu pachten oder zu kaufen.

Es war ebenfalls Mitte der 1970er-Jahre, als Verena und Ruedi Kull-Märki aus der Region Brugg auf die Nordinsel von Neuseeland auswanderten.⁴² Dort gründeten sie eine Familie und betrieben während zwanzig Jahren eine 38 Hektaren umfassende Milchfarm, um 1996 nach Kanangra westlich von Sydney (Australien) zu übersiedeln. Dort erwarben sie eine grössere Farm mit 300 Milchkühen, bevor sie 2002 auf einen dritten Betrieb zur Zucht von Rindern übergingen.

Direkt nach Australien verschlug es Beatrice und Herbert Würsch-Voser aus Killwangen.⁴³ Sie wanderten 1988 nach Coonabarabran im australischen Gliedstaat New South Wales aus. Anfänglich noch mit Schafzucht befasst, konzentrierten sie sich auf der Farm «Terrawinda» auf Ackerbau und Mutterkuhhaltung mit Grasland. 1993 und 2016 kauften die Würschs jeweils eine Nachbarfarm dazu, sodass sie heute gegen 2000 Hektaren Fläche bewirtschaften, davon 500 für Ackerbau, und mehrere Hundert Mutterkühe halten.⁴⁴

Neue bäuerliche Lebenswelt

Wer im Aargau in der Landwirtschaft tätig blieb, erlebte in der zweiten Jahrhunderthälfte einen epochalen Wandel. Vor der Motorisierung bewältigten Bauernbetriebe ihre Aufgaben immer in der Gruppe, besonders bei Arbeitsspitzen in der Erntezeit. Die Arbeiten im Tages- und Jahreslauf folgten einer klaren Struktur, die Wetter und Natur vorgaben. Sie

waren gleichzeitig eingebunden in eine religiöse Praxis, die Werktage und Festtage miteinander verflocht.⁴⁵ Je nach Ort ergaben sich andere Akzente, besonders im konfessionell gemischten Aargau.

Unter dem Eindruck der Modernisierung und der Säkularisierung verschwanden die meisten Bräuche und Traditionen – besonders religiöse –, die mit der Landwirtschaft zusammenhingen. Erhalten haben sich ausgelassene Erntefeste wie eine «Sichlete» oder Winzerfeste, zum Beispiel in Döttingen das grösste seiner Art in der Deutschschweiz. Auch die traditionelle «Metzgete» gibt es noch.

Als ausgesprochen stark erwies sich der Wandel für die Bäuerinnen. Das Bedürfnis nach Bäuerinnenschulen entstand in der Zwischenkriegszeit.⁴⁶ Ein traditionelles Rollenverständnis prägte die Lehrinhalte in den 1950er-Jahren. Unterrichtet wurden Haushaltsarbeiten, Garten- und Gemüsebau sowie Schweine- und Geflügelhaltung. Abgesehen von Buchhaltung fehlten allgemeinbildende Fächer fast ganz. Dies änderte sich erst vor der Jahrtausendwende, als zahlreiche Quereinsteigerinnen zur Landwirtschaft kamen, die meist eine Erstausbildung mitbrachten.

Obwohl die Lehrpläne und die Berufsprüfungen seit 1950 vereinheitlicht und staatlich überprüft waren, blieben einige Schulen konfessionell geprägt. Im Aargau traf dies auf die Bäuerinnenschule im Kloster Fahr zu, wo zwischen 1944 und 2013 über 4000 Frauen aus der ganzen Deutschschweiz – am meisten aus den Kantonen Luzern und Aargau – eine weiterherum anerkannte Ausbildung erhielten.⁴⁷ Eine kantonale Bäuerinnenschule gab es im Aargau ab 1948.⁴⁸ Die angehenden Bäuerinnen absolvierten Sommerkurse von zwanzig Wochen Dauer, nach 1958 auch Winterkurse. Bis die Bäuerinnenschule 1974 von Brugg nach Frick zog, schlossen dort rund 1900 Frauen ihre Ausbildung erfolgreich ab. Der Lehrgang wurde auf diesen Zeitpunkt hin umgestaltet.⁴⁹ Seither besteht ein Abschluss als Diplomierte Bäuerin mit dem entsprechenden Eidgenössischen Fachausweis, den die Frauen seit 1998 auf der Liebegg bei Gränichen erlangen.⁵⁰

Bauersfrauen, Bäuerinnen und Landwirtinnen

Die Luzernerin Theres Suter-Kaufmann (1929–2013) bestand 1955 die Bäuerinnenprüfung. Als sie 1957 auf den eben erworbenen Bauernhof im Aargau zog, traf sie dort einfachste Verhältnisse an.⁵¹ Neben dem zweilöchrigen Holzherd stand zwar ein Elektroherd, doch nebst Boiler und Kühlschrank fehlte bis 1963 auch eine Waschmaschine. «Der Mann hätte sich gerne eine gute Kuh gekauft, für beides aber reichten unsere Finanzen nicht, und so freute ich mich natürlich sehr, dass der Entscheid zu meinen Gunsten ausfiel.»⁵² Trotzdem blieben die Führung des Haushalts und die Versorgung der unterdessen sechs kleinen Kinder eine strenge Tätigkeit. Theres Suter-Kaufmann arbeitete auf dem Betrieb mit, oft auf dem Feld beim Hacken und Heuen und im Stall, wo sie das Milchgeschir zu besorgen hatte und in der Erntezeit und im Falle von Militärdienst ihren Mann ersetzen musste. Deshalb waren die langjährige Anstellung eines Saisonarbeiters und die Installation einer Melkmaschine im Jahr 1965 eine grosse Erleichterung. Die unablässige

Arbeit wurde höchstens von Veranstaltungen im örtlichen Landfrauenverein und bei kirchlichen Organisationen unterbrochen.

Gleichstellung, Anerkennung und Absicherung

Zwei Generationen später, ab den 1980er-Jahren, stieg die Zahl junger Frauen, die eine Ausbildung zur Landwirtin durchliefen.⁵³ Dies tat auch Marion Sonderegger, die sich zur Biolandwirtin ausbilden liess. Nach einem Sommer auf einer Alp zog sie auf den Mooshof in Lenzburg, den sie mit ihrem Lebenspartner von dessen Eltern übernahm. Das Paar bewirtschaftete, seit 2014 biologisch zertifiziert, zwanzig Hektaren mit Getreidebau, Kartoffeln, Feldgemüse und Grasland für ihre Mutterkühe und Mutterschafe.⁵⁴ Es bestritt die Arbeit im Haushalt, in der Familie mit den beiden Kindern und auf dem Bauernhof gemeinschaftlich. Eine gewisse Arbeitsteilung bestand trotzdem. Sonderegger backte wöchentlich Brot und baute Gemüse an. Die Produkte verkaufte sie im Abonnement und auf dem städtischen Wochenmarkt, während ihr Partner die Hauptlast im Ackerbau schulterte.

In den vergangenen Jahrzehnten änderte sich die Wahrnehmung der Beziehung zwischen Bauer und Bäuerin. So betonte 1979 die damalige Leiterin der Bäuerinnenkurse an der Landwirtschaftlichen Schule in Frick, Verena Reist: «Zur Führung eines existenzgesicherten Betriebes braucht es nicht nur einen bestens geschulten Betriebsleiter, sondern ebenso tüchtige Partnerinnen.»⁵⁵ Zehn Jahre später wies Brigitt Ineichen-Burger, von 1969 bis 1987 Präsidentin des Aargauischen Landfrauenverbands, auf die fehlende soziale Absicherung der Bäuerinnen im Alter und im Fall einer Trennung, Scheidung oder im Todesfall des Bauern hin.⁵⁶ Dieser Missstand wurde auch Gegenstand der eidgenössischen Politik und war Thema am zweiten nationalen Frauenstreik von 2019, in dessen Umfeld der Schweizerische Bäuerinnen- und Landfrauenverband mit klaren Forderungen selbstbewusst auftrat.⁵⁷

Gerade die Landfrauenvereine hatten und haben eine wichtige Funktion bei der Weiterbildung und Vernetzung der Bauersfrauen. Der Aargauische Landfrauenverband wurde 1929 gegründet, drei Jahre vor dem schweizerischen Dachverband.⁵⁸ 1957 waren im Aargau gegen 6000 Landfrauen organisiert und bildeten landesweit den grössten Kantonalverband. Einen Höhepunkt erreichte die Mitgliederzahl 1985 mit 10 000, 2019 waren es noch knapp 7000 in allen elf Aargauer Bezirken.

Bauernproteste angesichts der Überproduktion

Die rasante Entwicklung der Landwirtschaft brachte mit sich, dass im Verlauf der 1950er-Jahre das zweite Ziel des Landwirtschaftsgesetzes von 1951, die «Erhaltung eines gesunden Bauernstandes», beinahe stillschweigend zugunsten einer «leistungsfähigen Landwirtschaft» aufgegeben wurde.⁵⁹ Die schweizweite bäuerliche Protestwelle gegen diese Entwicklung äusserte sich am sichtbarsten in der ostentativen Vernichtung von Lebensmitteln und in machtvollen nationalen Demonstrationen. Ausserhalb der Landwirtschaft stiessen die Anliegen auf wenig Verständnis.

Zur Selbsthilfe gegründet,
in der Agglomeration aufgegan-
gen: Landfrauenverein Rohr
(1940–2014)

Als 29 Bäuerinnen im September 1940 den Landfrauenverein Rohr gründeten, zählte das Dorf tausend Einwohnerinnen und Einwohner und mehr als sechzig Landwirtschaftsbetriebe. Im zweiten Kriegsjahr hatten sie vor Augen, «dass in der heutigen schweren Zeit die Mithilfe der Frau auf allen möglichen Gebieten, Feld und Haushaltung, doppelt notwendig sei, dass alle unsere Kräfte angestrengt werden müssen, dass wir unserem lieben Vaterland eine fleissige Stütze sein können».¹ Im Zeichen der Geistigen Landesverteidigung halfen sich die Rohrerinnen selbst. Sie veranstalteten Gartenbaukurse für Gemüse, Beeren und Kompostierung, Vorträge über Krankenpflege, gesunde Ernährung und Milchverwertung und Schulungen

im Stricken, Sticken und Bügeln. Bis 1945 organisierte der Landfrauenverein auch die örtliche Eiersammelstelle und beteiligte sich an der Aktion «Soldatenpäckli».²

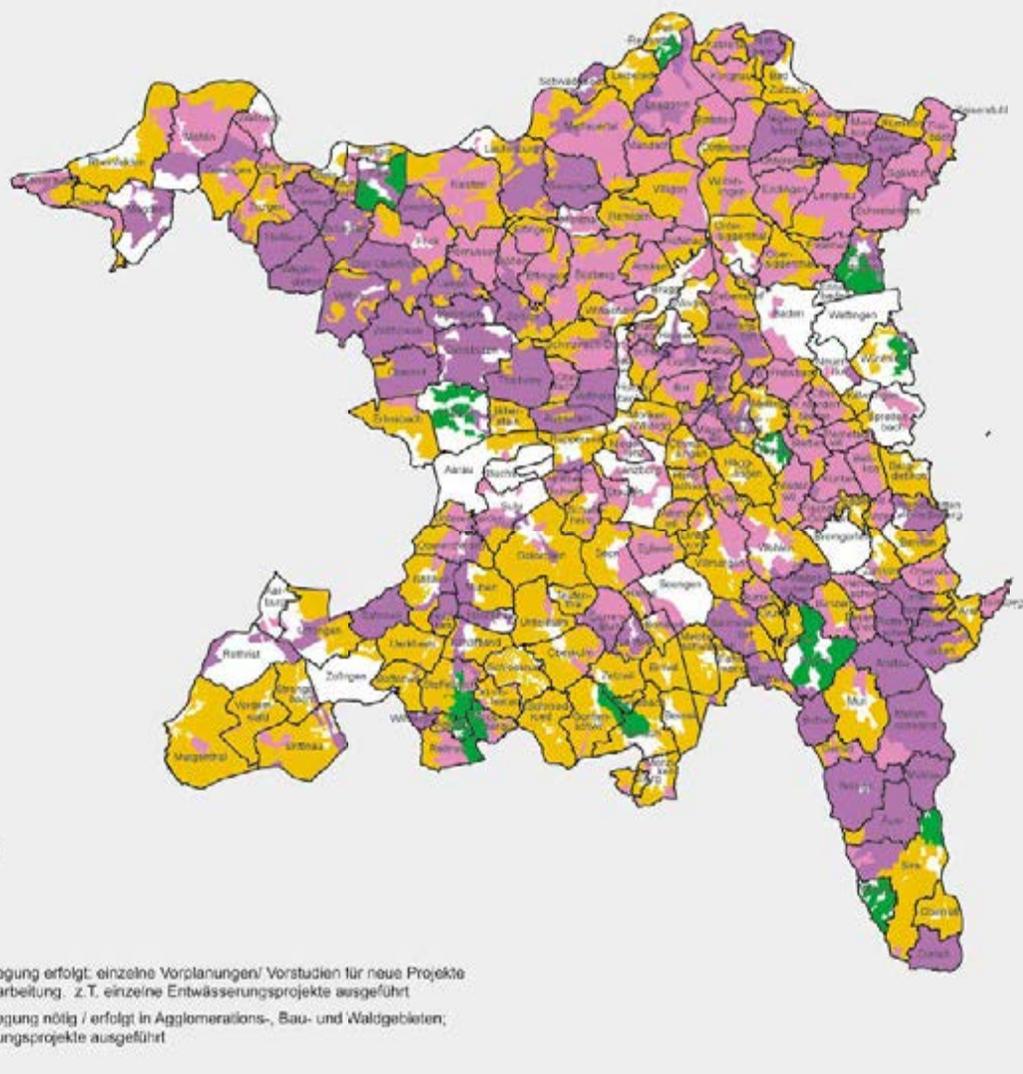
In den folgenden Jahren intensivierte der Verein seine Tätigkeiten. Betriebsbesichtigungen, etwa bei der Getreideflockenfabrik Matzinger in Lenzburg, oder gemütliches Beisammensein bei Gesang, Vorlesen, Musik, Tee und Kuchen gehörten ebenso zum Jahresprogramm wie die Gratulationen zu hohen Geburtstagen, Goldenen und Diamantenen Hochzeiten oder die Begleitung verstorbener Mitglieder auf dem letzten Gang. Die treibende Kraft in den ersten vierzig Vereinsjahren war Martha Graf-Bongni (1910–2009).³ Unter ihrer Präsidentschaft geschah auch der Umbruch Mitte der 1970er-Jahre, als die Aktuarin notierte: «Ein Nähkurs wird abgelehnt, da man Sommerkleider günstiger kauft.»⁴ Die Lebens- und

Konsumgewohnheiten hatten sich in der Hochkonjunktur geändert. Ab diesem Zeitpunkt, Rohr zählte noch ein Dutzend Bauernhöfe, wurde der alljährliche «Blustbummel» nach Buchs nicht mehr durchgeführt. Die Baumgärten zwischen den beiden Dörfern waren abgeholzt oder Überbauungen gewichen. Nach der Jahrtausendwende trafen sich die verbleibenden Mitglieder einmal monatlich zu Kaffee und Kuchen, bis zur Auflösung des Vereins 2014. Rohr war Teil der Stadt Aarau geworden.

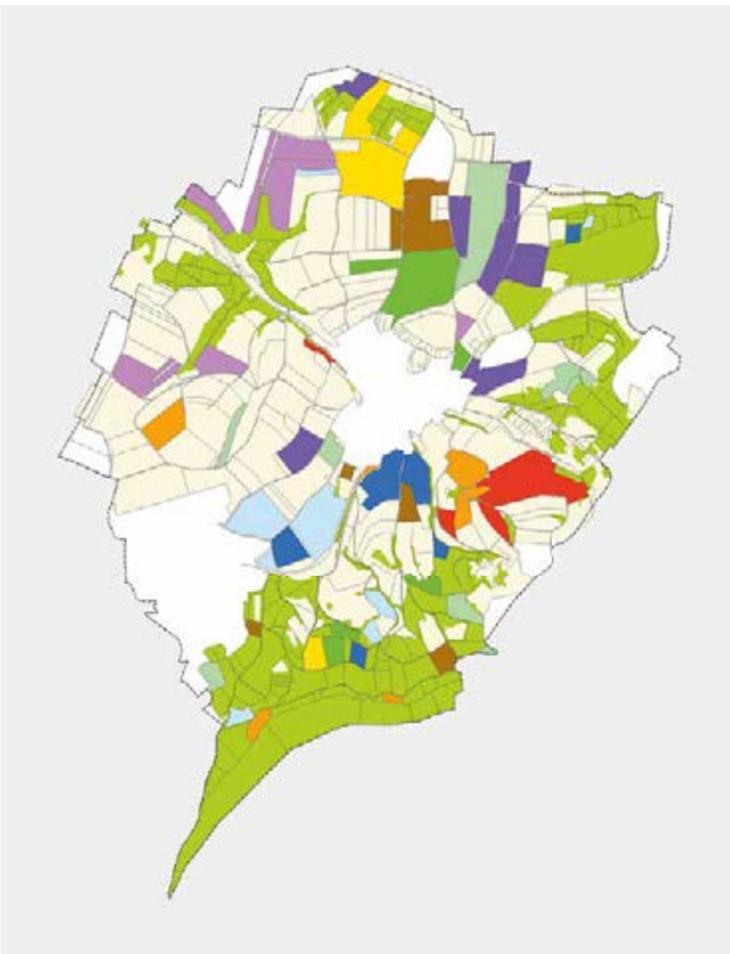
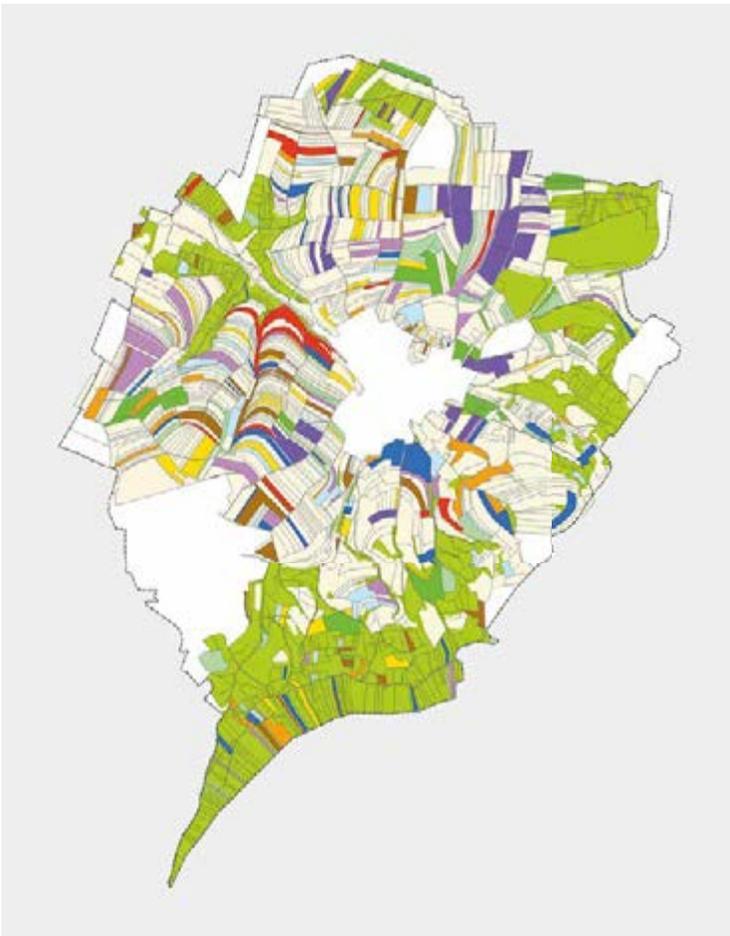
- 1 Stadtarchiv Aarau NK.007-01, Landfrauenverein Rohr, Protokoll der Gründungsversammlung vom 11. September 1940.
- 2 Stadtarchiv Aarau NK.007-01, Landfrauenverein Rohr, Protokoll vom 26. Juni 1945.
- 3 AT, 10.3.1980.
- 4 Stadtarchiv Aarau NK.007-01, Landfrauenverein Rohr, Protokoll vom 10. März 1976.

251 Volkstanzgruppe Rohr, 1992. Die Volkstanzgruppe ging aus dem Landfrauenverein Rohr hervor. Als Sektion des Aargauischen Trachtenverbands förderte sie das lokale Brauchtum und das ländliche Selbstbewusstsein. Bis zur Auflösung der Volkstanzgruppe 2004 bestand eine grosse personelle Überschneidung zwischen den beiden Vereinen.





252 Übersicht der Strukturverbesserungsprojekte (Stand August 2020). In den vergangenen neunzig Jahren erfassten die Meliorationswerke praktisch das ganze Kantonsgebiet. Ausnahmen bilden verstärkte Gemeinden mit wenig Landwirtschaftsland.



253a und b Parzellierung von Schupfart im Fricktal vor und nach der Gesamtmelioration, 1994/2013. Die Güterregulierung legte Grundstücke mit dem Ziel zusammen, eine effiziente Landwirtschaft mit möglichst kurzen Wegen zu gewährleisten. Die Farben symbolisieren die einzelnen Landbesitzerinnen und Landbesitzer.

Dass dem so war, hing zum einen an den offeneren Grenzen, die den Konkurrenzdruck erhöhten.⁶⁰ Zum anderen war das starre System der staatlich kontrollierten Landwirtschaft dafür verantwortlich. Es führte zur Überproduktion, vor allem in der Milchwirtschaft, und damit zu einem stetigen Preiszerfall. Da konnten auch Interessenverbände der Milch- und Käsewirtschaft nicht viel ausrichten, die unablässig den Konsum von Milchprodukten mit grossen, wiederkehrenden Werbeaktionen propagierten.⁶¹ «Butterberg» und «Milchsee» lauteten zwei Schlagworte der Landwirtschaftsdebatten. Die eidgenössische Politik reagierte darauf mit Mengenbeschränkungen und verordnete 1977 die Kontingentierung der Milch.⁶² Bis 2009 blieb für jeden Bauernhof festgelegt, wie viel Milch er produzieren und verkaufen durfte. Die indirekte Folge bestand darin, dass viele Bauern auf Fleischproduktion umstiegen, was wiederum jene Märkte aus dem Gleichgewicht brachte. Dessen ungeachtet wurde auf eine Beschränkung der Schweinefleischproduktion verzichtet.

Gegensatz von Ökologie und Produktion?

In den zwei Jahrzehnten nach 1970 gab es wiederholt Hinweise auf die Gefahren, die von einer intensiven Nutzung der natürlichen Ressourcen, beispielsweise des Bodens, ausgehen. Entsprechende Warnrufe ertönten schon früh im Umfeld der landwirtschaftlichen Bildung,⁶³ später auch von bäuerlichen Organisationen.⁶⁴ Manche vermuteten, Ökologie und agrarische Ökonomie könnten sich künftig sogar bedingen.⁶⁵ 1987, am Jubiläumsanlass zu «200 Jahre landwirtschaftlicher Berufsbildung im Kanton Aargau», warnte Festredner Walter Meier, Direktor der Forschungsanstalt Tänikon, davor, den konventionellen und den integrierten respektive biologischen Landbau gegeneinander auszuspielen.⁶⁶ Auf der Ebene des einzelnen Bauernbetriebs formulierte 1988 ein Mitglied der Aargauer Landjugend, Paul Frey aus Asp, das ökologische Dilemma aus Sicht des Produzenten: «Tatsache ist, dass viele nach Bio-Produkten rufen. Ich bin jedoch fest überzeugt, dass nur ein kleiner Teil der Konsumenten bereit ist, mehr für die Nahrungsmittel zu bezahlen. Die Bestätigung liefert mir das Batteriehaltungsverbot bei den Hühnern. Hier ist der Verbrauch an Importeiern, die sicher aus Batteriehaltung stammen, angestiegen. Die integrierte Produktion, die heute von fast allen Landwirten betrieben wird, ist für die Umwelt keineswegs schädlich.»⁶⁷

Neue Agrarpolitik im Spannungsfeld zwischen Markt und Umweltschutz

Der zitierte Jungbauer machte auf den Gegensatz von gleichzeitig «mehr Markt» und «mehr Ökologie» aufmerksam, der die neue Agrarpolitik bestimmen sollte, die in den frühen 1990er-Jahren eingeführt wurde. Der Berner Agrarhistoriker Peter Moser (*1954) hält diesen Widerspruch für eine «einprägsame, produktive Missverständnisse geradezu fördernde Formel».⁶⁸

Diese neue Agrarpolitik war eine Reaktion auf veränderte Marktbedingungen in der globalisierten Welt, geringere Ansprüche an die Ernäh-

rungssicherheit nach dem Ende des Kalten Kriegs und neue gesellschaftliche Erwartungen an eine umweltschonende, möglichst naturnahe Landwirtschaft.⁶⁹ Sichtbarstes Zeichen davon war die Einführung von Direktzahlungen, mit denen Bauernbetriebe für ihre gemeinwirtschaftlichen, insbesondere ökologischen Leistungen abgegolten werden.⁷⁰ Wer von solchen Beiträgen profitieren will, muss strenge Auflagen erfüllen, die mit einem ökologischen Leistungsnachweis zu belegen sind.

Mit der neuen Agrarpolitik setzte vor der Jahrtausendwende eine weitere Rationalisierung ein: Viele Bauernhöfe gaben einzelne Standbeine auf.⁷¹ Damit verschwanden die traditionellen Mischbetriebe zusehends. Die im Gesamten multifunktionale Landwirtschaft bestand bald schon weitgehend aus monofunktionalen, hoch spezialisierten Betrieben, die mit weniger Arbeitskräften ein einziges Produkt herstellten. Dies bewerkstelligte man mit einem noch höheren Grad an Maschinerisierung, Motorisierung und Digitalisierung. Sogar Roboter und Drohnen werden heute eingesetzt. Im Endeffekt wirkt sich die neue Agrarpolitik auf die bäuerliche Bevölkerung gleich aus wie die alte: Weiterhin verschwinden Bauernbetriebe.⁷²

Ernährungssicherheit mit ökologischem Anspruch

Noch vor der Einführung der neuen Agrarpolitik stellte der traditionsreiche Trolerhof in Menziken auf biologische Landwirtschaft um.⁷³ Als Ruedi Weber (*1955) den Bauernhof mit Milchwirtschaft und Ackerbau 1988 übernahm, galt der Betrieb als teilweise vernachlässigt.⁷⁴ Der nicht begradigte Bach, die ungepflegten Hecken und die alten Obstbäume waren für die Gemeinde Menziken allerdings Anlass, zusammen mit dem Besitzer ökologische Ausgleichsflächen auszuscheiden und die damit verbundene Mehrarbeit zu entschädigen.

Zeitgemässe Strukturen im Sinne der neuen Agrarpolitik schuf die Gesamtmelioration von Schupfart, die als komplexeste Güterregulierung im Kanton galt.⁷⁵ Die Fricktaler Gemeinde führte von 1994 bis 2013 insgesamt 2000 Einzelparzellen von 219 Eigentümern in 445 Grundstücke von 194 Besitzern über. Zwei Bauernfamilien bauten Siedlungen ausserhalb des Dorfs. Das erlaubte den sechs Haupt- und zwei Dutzend Nebenerwerbsbetrieben auf 400 Hektaren Fläche eine Bewirtschaftung, ohne die ökologischen Anforderungen der Zeit zu vernachlässigen. So entstanden 15 Prozent ökologische Ausgleichsflächen sowie Waldreservate von vierzig Hektaren, und das Flurwegnetz wurde nicht ausgeweitet. Sieben Weiher und Tümpel, je 1400 Meter renaturierte Bäche und neue Hecken unterstreichen seither die umweltschützenden Absichten.

Während die Schupfarter ihre Güterregulierung verwirklichten, setzte der Aargau 2012 sein zweites Landwirtschaftsgesetz in Kraft.⁷⁶ Es war an der Urne unbestritten und verfolgte das Hauptziel, die Bevölkerung sicher mit gesunden Nahrungsmitteln zu versorgen. Gleichzeitig sollte das Gesetz die wirtschaftliche Eigenständigkeit der Bauernbetriebe sicherstellen.⁷⁷ Was die ökologische Landwirtschaft als Ganzes betrifft, verfügt der Aargau

Bauernpolitik aus dem Aargau: zwischen Brugg und Reitnau

Brugg blieb in der Schweiz auch nach 1950 das Synonym für Bauernpolitik, namentlich für den 1897 gegründeten Schweizerischen Bauernverband (SBV).¹ Er einte die heterogene Schweizer Bauernschaft und vertrat im 20. Jahrhundert die agrarpolitischen Positionen erfolgreich in Bundesbern.² Gleichzeitig integrierte der SBV die vielen landwirtschaftlichen Vereinigungen, die mit ihren bündischen oder genossenschaftlichen Merkmalen weit ins 19. Jahrhundert zurückreichen, und überzog das Land mit einem Geflecht bäuerlicher Interessengruppen und Institutionen.³ Der erste SBV-Direktor, Ernst Laur (1871–1964), wirkte dabei als Schlüsselfigur. Dass der mit 600 000 Mitgliedern (1960er-Jahre) mächtige SBV sein Domizil in Brugg fand, geht auf

Sophie Laur-Schaffner (1875–1960) zurück.⁴ Die in Brugg und Effingen verwurzelte Gattin Ernst Laurs weigerte sich, mit ihrer Familie nach Bern umzuziehen, was dem Aargau einen Platz in der Schweizer Agrarpolitik sicherte.⁵

In den 1970er-Jahren fühlten sich zahlreiche kleinere Bauernbetriebe vom SBV nicht mehr genügend vertreten.⁶ So kam es 1980 zur Gründung der Schweizerischen Vereinigung zum Schutz der kleinen und mittleren Bauern (VKMB). Ihr unbestrittener Kopf war René Hochuli (1936–1989) aus Reitnau.⁷ Wortgewandt und telegen verstand er es, die Anliegen der nie mehr als 3000 Mitglieder umfassenden Vereinigung auf die politische Agenda zu setzen. Sie bildete eine Art innerbäuerliche Opposition, die international vernetzt war. Dies führte dazu, dass sich «Brugg» und «Reitnau» nicht

immer einig waren. Anfänglich Teil des SBV, trat die VKMB 1982 aus dem nationalen Dachverband aus.⁸ Zum Höhepunkt der Auseinandersetzung wurde die Eidgenössische Volksinitiative «Für ein naturnahes Bauern – gegen Tierfabriken», die der VKMB mit der Firma Denner anstrebte. Die auch «Kleinbauerninitiative» genannte Vorlage scheiterte im Juni 1989 knapp am Volksmehr, aber deutlich am Ständemehr. Der Aargau lag mit 51,3 Prozent Nein-Stimmen im nationalen Mittel.

- 1 Baldinger Fuchs 2005, 574f.
- 2 Moser 1994, 33–60.
- 3 Brugger 1989.
- 4 Moser 1993, 3.
- 5 Baumann 2005, 232.
- 6 Moser 1994, 282–307.
- 7 StAAG NL.A-0271, Nachlass René Hochuli.
- 8 Baumann 1989, 1–3.

254 Grossraumbüro des Schweizerischen Bauernverbands in Brugg, 1948. Das «Haus des Schweizerbauern» bildete für Jahrzehnte das Zentrum der Schweizer Landwirtschaftspolitik. Hier fanden in der zweiten Jahrhunderthälfte gegen hundert Angestellte ein Auskommen in Administration, Beratung und Lobbyarbeit.

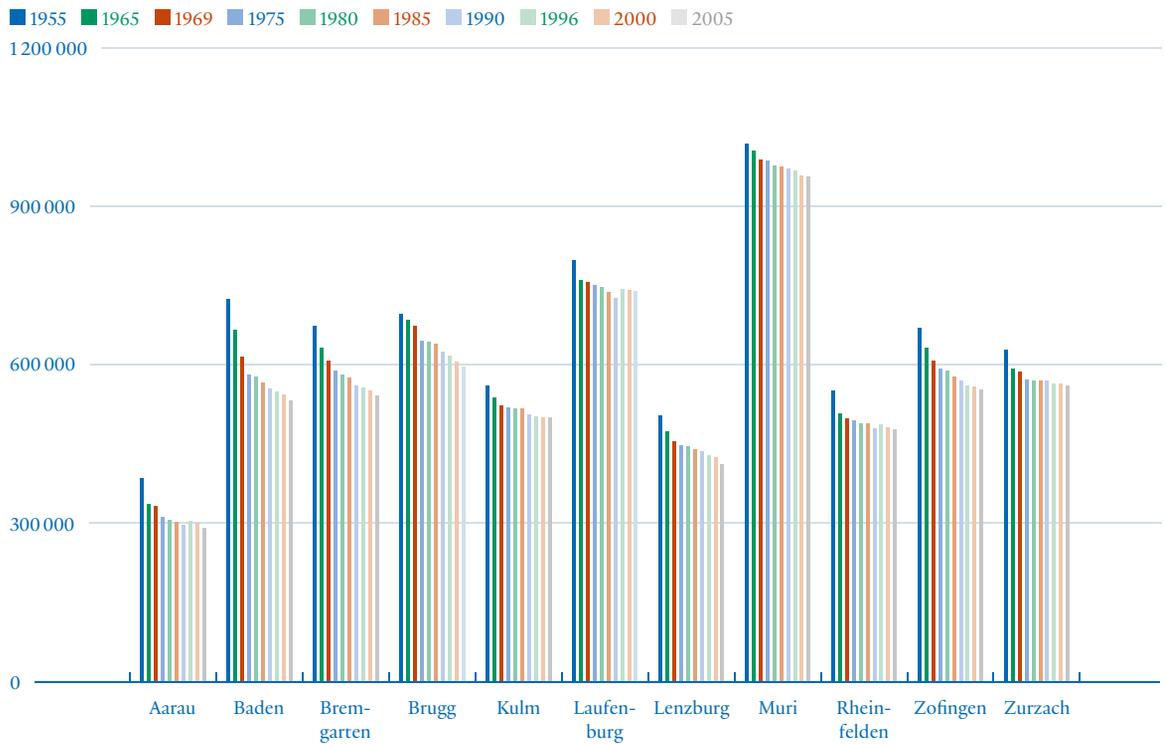


255 Titelblatt von *Gnueg Heu dune!*. Mit ihrem scharfzüngigen Mitteilungsblatt vermittelte die Führung der VKMB ihre politischen Anliegen, die für Jahrzehnte aktuell blieben.



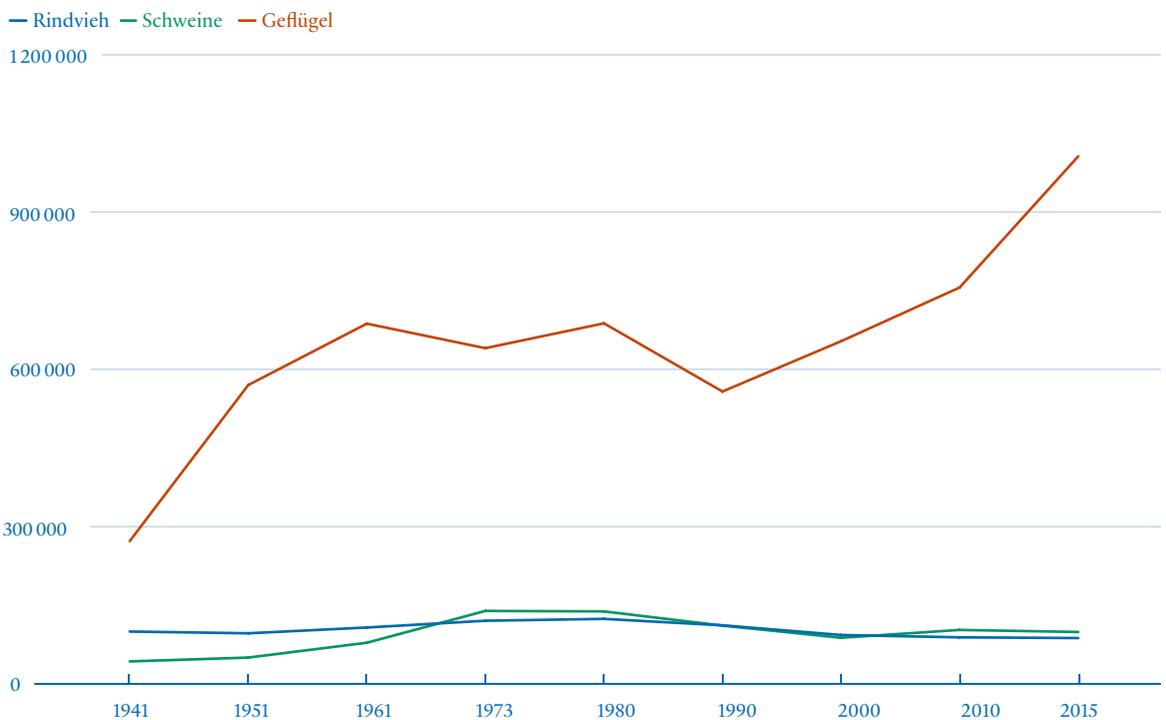
Grafik
41

Landwirtschaftliche Nutzflächen nach Bezirken 1955–2005 (in Hektaren)



Grafik
42

Nutztierbestände im Aargau 1941–2015



Grafik 41 Die Aargauer Landwirtschaft produzierte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts schwergewichtig in den Bezirken Muri, Laufenburg und Brugg, gefolgt von Zurzach, Zofingen und Bremgarten. Bei den drei Spitzenreitern ging die landwirtschaftliche Nutzfläche nur wenig zurück. Quelle: Statistik Aargau.

Grafik 42 Seit 1951 leben mehr Hühner, Gänse und Truten im Aargau als Menschen. Das Wachstum des Geflügelbestands seit 1990 betrug mehr als achtzig Prozent. Es entstand durch die Nachfrage nach leichtem Fleisch und nach Eiern und wurde durch die schon bestehenden Futtermühlen, Schlachthöfe und Gefrieranlagen gefördert. Quelle: Statistik Aargau.

über eine international renommierte Institution.⁷⁸ Vom 1973 gegründeten Forschungsinstitut für biologischen Landbau, das seit 1997 in Frick ansässig ist, sind zahlreiche Impulse in Pflanzenbau und Tierhaltung ausgegangen, die weltweit die landwirtschaftliche Praxis beeinflussen (siehe «Raumplanung», S. 75).⁷⁹

Kleinteilige, vielfältige, regional spezialisierte Aargauer Landwirtschaft

Die Aargauer Landwirtschaft lässt sich bis heute nicht über einen Leisten schlagen. Sie kennt keine so ausgeprägte Milchwirtschaft und Schweinezucht wie der Kanton Luzern. Der Ackerbau mit Getreide und Kartoffeln dominiert nicht derart wie in der Waadt. Die Spezialkulturen von Obst und Wein ragen nicht heraus wie im Thurgau und im Wallis.⁸⁰ Vielmehr zeichnet sich die Aargauer Landwirtschaft durch eine grosse Vielfalt mit regionalen Schwerpunkten aus.⁸¹ Während im oberen Freiamt Milchwirtschaft, Mutterkuhhaltung und Schweinezucht überwiegen, liegt im Fricktal und im Seetal ein Schwerpunkt auf dem Obstbau.⁸² Im westlichen Kantonsteil spielt der Getreidebau noch immer eine bedeutende Rolle, während die grössten Rebbaugebiete in den Bezirken Brugg und Zurzach liegen.

Von alters her typisch für den Aargau waren zudem Kleinbauernbetriebe (siehe Grafik 40). Deren Zahl hatte schon seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts abgenommen.⁸³ Viele dienten dem Nebenerwerb, was den Aargau bis in die 1970er-Jahre hinein weitgehend wie eine Region von Bauerndörfern aussehen liess: «Nicht nur die Dörfer als Ganzes zeigen fast durchwegs eine Mischung von landwirtschaftlich und gewerblich-industriell tätiger Bevölkerung, auch jede einzelne Familie zeigt diese Mischung. Der Vater ist vielleicht noch Bauer, Söhne und Töchter gehen in die Fabrik. Aber sogar der einzelne ist häufig sowohl Arbeiter als Bauer: Über ein Drittel der Landwirte sind Landwirte nur im Nebenberuf, was kräftig über dem schweizerischen Mittel liegt.»⁸⁴ Besonders deutlich zeigte sich die Kleinteiligkeit der Landwirtschaft im Oberen Wynental, bedingt durch die ständigen Erbteilungen und die Mischung von agrarischer und industrieller Tätigkeit.⁸⁵

Ein weiteres Merkmal der Aargauer Bauernhöfe: Es handelte sich meist um Mischbetriebe, die mehrere Kulturen pflegten und unterschiedliche Erwerbszweige verfolgten. In der Nachkriegszeit blieb dieses Betriebsmerkmal während Jahrzehnten sogar eine Voraussetzung für die Ausbildung von landwirtschaftlichen Lehrlingen.⁸⁶ Solche Mischbetriebe produzierten Milch, Fleisch von verschiedenen Tieren, Kartoffeln, Getreide, Tierfutter, Obst, oft auch Wein sowie Bau-, Papier- und Brennholz. Historisch gesehen entstanden sie in der Zeit der Selbstversorgung und aus der Absicht, mögliche Missernten oder Unheil in einem Betriebszweig mit einem anderen aufzufangen. Jüngst bewährten sich gemischte Bauernhöfe bei der teils automatisierten Direktvermarktung an Orten mit grösserer Nähe zu

den Konsumentinnen und Konsumenten. Alle anderen Landwirtschaftsbetriebe spezialisierten sich seit den 1990er-Jahren und setzten im Idealfall auf zwei, drei Betriebszweige.⁸⁷

Die Aargauer Landwirtschaft profitiert von vergleichsweise guten topografischen und klimatischen Verhältnissen.⁸⁸ Von der gesamten Kulturlandfläche liegen nur gerade 1,5 Prozent in der exponierten Bergzone, 1,24 Prozent in der Hügelzone und volle 74,5 Prozent in der produktiven Talzone. Das macht den Kanton Aargau im Vergleich mit den übrigen Kantonen zur Nummer acht bei der Agrarproduktion. Gegen drei Viertel seines Bedarfs an Hauptnahrungsmitteln deckt der Aargau selbst.

Stabile Aargauer Wälder: neue Schäden und Nutzung

Die Forstwirtschaft zählt im weiteren Sinne zur Landwirtschaft und ist flächenmässig die grösste Kultur. Denn auf mehr als einem Drittel der Gesamtfläche des Aargaus steht Wald.⁸⁹ Bedingt durch Höhenlage, Böden und Klima handelt es sich schweizweit um die wüchsigsten Wälder, sodass der Aargau bei der Holzproduktion auf dem fünften Platz aller Kantone liegt.⁹⁰ Seit den letzten kriegsbedingten Rodungen blieb die Fläche des Waldes stabil. Er gehört zu 73 Prozent den Ortsbürgergemeinden, sieben Prozent besitzt als Staatswald der Kanton, und nur zwanzig Prozent befinden sich in Privatbesitz.⁹¹

Typisch für den Aargau sind die alten Buchenwälder, die als Hallenwälder mit den dort vorherrschenden Rotbuchen verschiedensten Pflanzen und Tieren ein geeignetes Biotop bieten. Nur noch eine Randerscheinung bilden die ursprünglich an Rhein, Aare, Reuss und Limmat so prägenden Auenwälder (siehe «Natur und Landschaft», S. 135). Sie sind beim Bau und Betrieb der 27 grösseren Kraftwerkbauten seit dem Ende des 19. Jahrhunderts praktisch verschwunden.⁹² Im aufgrund eines Volksentscheids von 1993 geschaffenen Auen-schutzpark Aargau wird über ein Prozent der Kantonsfläche entsprechend gefördert und geschützt.⁹³ Ebenfalls seit den 1990er-Jahren vereinbarte der Kanton Aargau mit zahlreichen Waldbesitzern Nutzungsbeschränkungen für bestimmte Waldgebiete.⁹⁴ In solchen Reservaten wird die Natur sich selbst überlassen, um die Artenvielfalt von Flora und Fauna zu fördern. Waldbesitzer verzichten unterdessen freiwillig auf eine forstwirtschaftliche Nutzung, weil sich diese nicht mehr lohnt.

Holz hunger nach 1950

In den 1950er- und 1960er-Jahren profitierte die Aargauer Wald- und Forstwirtschaft vom Aufschwung der Baubranche, die einen kaum zu stillenden Holz hunger entwickelte.⁹⁵ So verwundert es nicht, dass im eidgenössischen Landwirtschaftsgesetz von 1951 keine forstwirtschaftlichen Massnahmen enthalten waren.⁹⁶ Der Wald bereitete damals seinen bäuerlichen Besitzern mehr Freude als Sorgen.

Die beiden folgenden Jahrzehnte bildeten die goldene Phase der Aargauer Sägereien, Zimmereien, Spanplatten- und Möbelfabriken. In diesem

Klimaveränderung im Rebberg und im Wald

Sämtliche Zweige der Landwirtschaft und auch die Forstwirtschaft sehen sich wegen der Veränderung des Klimas mit grossen Herausforderungen konfrontiert.¹ Besonders offensichtlich ist der Klimawandel im Weinbau. Die beiden wichtigsten Rebsorten im Aargau reagieren unterschiedlich. Für den Blauburgunder ergeben sich beste Bedingungen, während es für den frühreifen Riesling-Silvaner eher zu warm geworden ist. Bis in die 1990er-Jahre waren lediglich diese beiden Sorten sowie Gewürztraminer und Pinot gris gesetzlich zugelassen. Seither pflanzt man im Aargau eine Vielzahl von Rebsorten an, namentlich Chardonnay, Sauvignon blanc, Merlot, Gamaret und Garanoir, ebenso pilzresistente Sorten wie Cabernet Jura.² Sie sind beliebt bei jenen Aargauer Rebbauern, die als «Integrierte Produktion» mit einem Minimum an Pflanzenschutzmitteln auskommen.³

Das wärmere Klima, verbunden mit Mengenbeschränkungen und Fortschritten in der Kellerbehandlung der Weine, führte dazu, dass heute im Aargau Weine von höchster Qualität gedeihen, die an nationalen und internationalen Weinproben regelmässig Preise gewinnen.

Im Wald geraten die für den Aargau charakteristischen Buchenbestände unter Druck. Wie die Rottanne (Fichte), der bisherige «Brotbaum» vieler Forstbetriebe, passen sie sich schwer an die Wärmeperioden und Dürrephasen an.⁴ Eichen, Spitzahorn und Kirschbäume, eventuell Douglasien, dürften künftig die häufigsten Baumarten im Aargauer Wald sein, denn dieser könnte im 21. Jahrhundert noch stärker für die Freizeitnutzung gefragt sein, auch als kühler Rückzugsort im Zuge der Klimaerwärmung.⁵

Wie schnell sich das Ökosystem Wald auf neue Gegebenheiten einzustellen vermag, zeigte sich nach den Wirbelstürmen Vivian 1990, Lothar 1999 und Burglind 2018, die

alle früheren Schadenlagen in den Schatten stellten.⁶ Zwar folgte auf alle ein verstärkter Befall mit Schädlingen, was noch mehr Holz auf den ohnehin gesättigten Markt brachte und die Rentabilität der Forstbetriebe noch stärker verringerte.⁷ Indes stellte sich eine positive ökologische Wirkung ein, wie die Eidgenössische Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft herausarbeitete.⁸ Abgesehen von den Pioniergehölzen wuchsen zahlreiche Bäume nach, die künftig klimarobuste Wälder bilden.

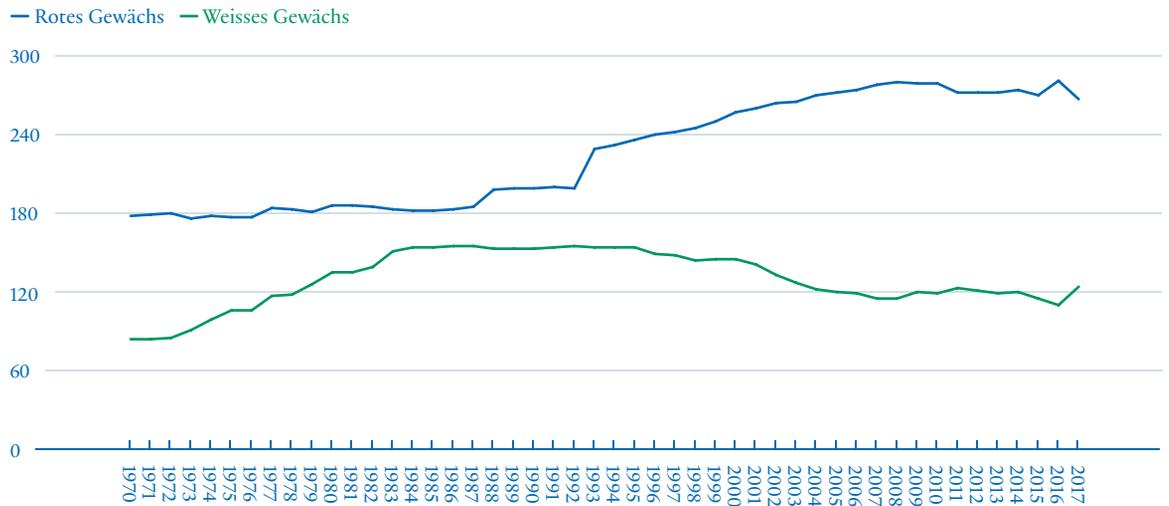
- 1 MeteoSchweiz: Klimanormwerte Buchs/Aarau 1961–1990 sowie 1981–2010.
- 2 Weinlesekontrolle 2019 Kanton Aargau, 9.
- 3 Schrag 1993, 4.
- 4 Gespräch mit Marcel Murri, 2020.
- 5 Wirth 2020, 2f.
- 6 Küng 2019, 30.
- 7 Landolt 2019, 24f.
- 8 Knellwolf 2019, 15.

256 Arbeitspause im Rebberg von Birnenstorf in den 1950er-Jahren. Die Frauen leisteten die meiste Arbeit im Rebberg: vom Schneiden über das Ausbrechen und Anbinden bis zur Laubarbeit und Traubenlese. Dagegen blieb alle Maschinenarbeit – Pflügen, Rebenspritzen und Transportdienste – Männersache.



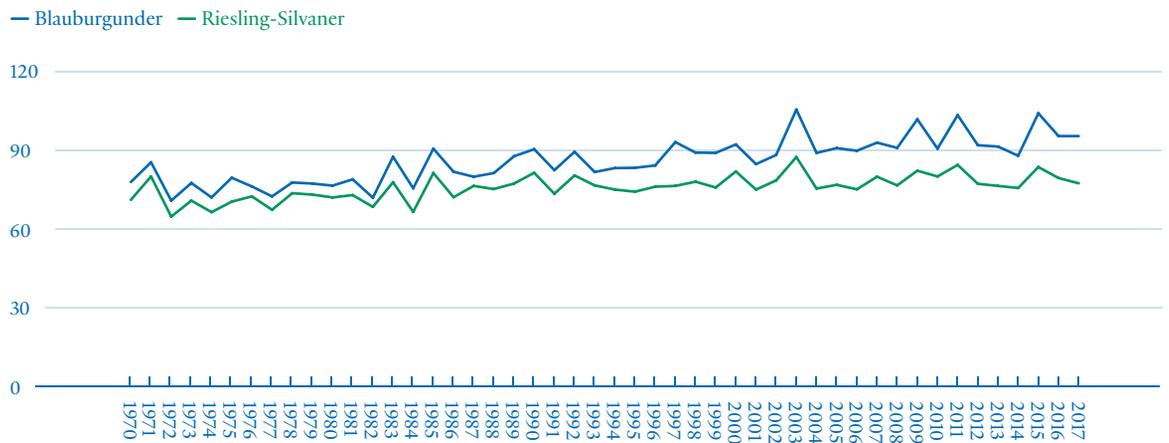
Grafik 43

Gesamte Rebfläche im Aargau nach Weinsorten 1970–2017 (kumuliert, in Hektaren)



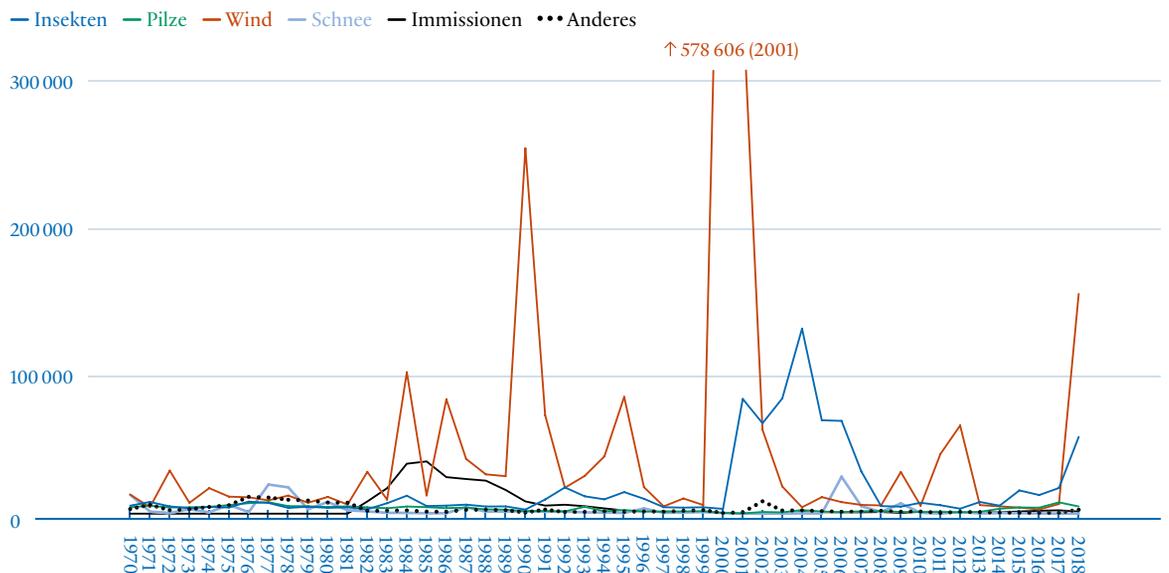
Grafik 44

Oechslegrade Aargau 1970–2017



Grafik 45

Zwangsnutzungen von Holz nach Ursachen in Kubikmeter im öffentlichen Wald 1975–2018



Grafik 43 Seit 1970 wuchs die Rebfläche im Aargau um ein Drittel auf 391 Hektaren. Anfänglich bevorzugten die Winzerinnen und Winzer bei Neupflanzungen weisse, nach 1990 blaue Trauben. Riesling-Silvaner und Blauburgunder blieben die hauptsächlichen Sorten.

Grafik 44 Im steigenden Zuckergehalt der Trauben, gemessen in Oechslegraden, zeigen sich die Mengenbeschränkungen und die Klimaerwärmung. Spitzenwerte erzielte im Aargau der Hitzesommer 2003. Zwischen 1981 und 2010 stieg die mittlere Jahrestemperatur um rund ein Grad Celsius, die jährliche Sonnenscheindauer um siebzehn Stunden. Quelle: Statistik Aargau.

Grafik 45 Waldsterben 1980er-Jahre, Viviane 1990, Lothar 1999, Burglind 2018: Auf Stürme mit Windfall folgt in der Regel Insektenbefall (Borkenkäfer). Traditioneller Schaden durch Pilzbefall oder Schneebruch ist unterdessen marginal. Quelle: Statistik Aargau.

Boom entstand 1955 in Laufenburg das Familienunternehmen Kuratle AG.⁹⁷ Umgewandelt in ein Holzwerkstoff-Handels- und Logistikunternehmen war es 2020 in dritter Generation vom Standort Leibstadt aus mit weltweit 750 Mitarbeitenden international aufgestellt. 1970 gründete der Würenlinger Arthur Schneider (*1941) in Schlossrued die Ruedersäge AG.⁹⁸ Ausgehend von traditionellen Sägereiprodukten spezialisierte sich das Unternehmen unter Mitarbeit von Schneiders Sohn auf Schalplatten und Absperrmaterial für den Hoch- und Tiefbau sowie auf Holzpaletten und Verpackungsmaterial, wie sie das Transportgewerbe verwendet. Einen Schwerpunkt der Holzverarbeitung im Aargau bildete in jenen Jahren der Bezirk Zurzach, wo praktisch in jedem Dorf mindestens eine kleine Möbelfabrik fräste und nagelte.⁹⁹

Finanzieller Druck durch Freihandel

Zwei Entwicklungen prägten die Wald- und Forstwirtschaft seit 1970. Erstens entwickelte sich ein Bewusstsein dafür, dass der Wald eine zentrale Bedeutung in Fragen der Raumplanung und des Umweltschutzes hat.¹⁰⁰ Die Bevölkerung verstand die Waldungen zunehmend als Erholungsraum und «grüne Lunge» zwischen den wachsenden Agglomerationen.

Zweitens kam es 1972 zu einem Freihandelsabkommen zwischen der Europäischen Freihandelszone (EFTA) und der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG).¹⁰¹ Innert fünf Jahren, so sah es die Abmachung vor, sollten sämtliche Zollschränken abgebaut sein. Seither erfahren Holz und Holzproduzenten keine Schutzmassnahmen mehr. Deshalb wurden Stamm- und Rundholz sowie Schnittwaren meist im benachbarten Ausland beschafft, wo sie kostengünstig zu haben waren. Wegen des hohen Preis- und Kostenniveaus in der Schweiz sowie des billigen Transports spielte der bisher geltende Distanzschutz nicht mehr, was bis heute für die schweizerische Wald- und Holzwirtschaft tiefgreifende Konsequenzen zeitigt. So ging die Eigenwirtschaftlichkeit der Forstbetriebe mit der Zeit verloren.¹⁰² Gemeindeförster im Aargau waren nach 1975 erleichtert, wenn sie den Ortsbürgergemeinden in der Forstabrechnung überhaupt eine «schwarze Null» vorlegen konnten. Dies war angesichts der Motorisierung der Waldarbeit, welche die Pflege und Holzernte verteuerte, keine Selbstverständlichkeit. Die Einmannmotorsäge entwickelte sich in dieser Zeit zum wichtigsten Arbeitsgerät.

Waldschäden durch Luftverschmutzung

Nach dem Zweiten Weltkrieg traten neuartige Waldschäden auf.¹⁰³ Zwischen 1952 und 1968 hatten Land- und Forstwirtschaft rund um Rheinfelden Fluorimmissionen aus dem Badischen (siehe «Naturschutz», S. 131) und 1960 im Kirchspiel Leuggern Staubablagerungen aus dem Lonzawerk in Waldshut zu gewärtigen. Die Proteste von Bevölkerung und Lokalbehörden trugen erst langfristig Früchte, als die Fabrik endgültig geschlossen wurde.

Heftige Stürme mit grossem Windfall in den Jahren 1966 und 1967 veränderten die Situation im Aargauer Wald grundsätzlich, wie der da-

malige Kantonsoberröster Erwin Wullschleger (1917–2009) feststellte: «Von den Sturmschäden 1967 haben sich manche älteren Waldbestände nie mehr völlig erholt, sie verloren durch dieses Schadenereignis viel von ihrer Stabilität.»¹⁰⁴ Auf die geschwächten Bäume wirkte Schwefeldioxid über den «sauren Regen» ein, der in Osteuropa zu einem regelrechten Waldsterben führte. In der Schweiz realisierten die verantwortlichen Stellen in den frühen 1980er-Jahren die Bedrohung, was die Politik zu einer einschneidenden Gesetzgebung zwang – zum Beispiel die Einführung des Katalysators bei Personenwagen.¹⁰⁵ Auf den angegriffenen Wald trafen wiederholt Wirbelstürme, auf die ein verstärkter Schädlingsbefall folgte.¹⁰⁶

Zu den erwähnten Schäden im Wald gesellte sich jener durch das Wild, namentlich Rehe und Gämsen, und ausserhalb des Waldes durch Wildschweine.¹⁰⁷ Die Aargauer Jägerinnen und Jäger sorgten anstelle der fehlenden Raubtiere für eine Regulation.

Hochtechnologische Rindviehzucht und schwindende Milchwirtschaft

Begünstigt durch die regelmässigen Niederschläge und geeignete Böden war der Aargau im 20. Jahrhundert ein für die Milchwirtschaft geeignetes Grasland.¹⁰⁸ Das traf insbesondere auf die Bezirke mit grossen landwirtschaftlichen Nutzflächen zu (siehe Grafik 41). Dem war nicht immer so. Vor 1900 geriet der Schweizer Getreidebau durch den günstigen Import mit Dampfeisenbahn und Dampfschiff aus der Ukraine und aus Übersee unter Druck. Als Reaktion auf die kostengünstige Konkurrenz forcierten die Bauern die Milchwirtschaft. Erst mit der Anlage von Kunstwiesen mit Klee und Luzerne begann die grosse Zeit von Schweizer Käse, Schweizer Trinkmilch und Schweizer Schokolade, die im Aargau zur Gründung kleinerer und grösserer Firmen führte, um Fleisch und Milch verarbeiten zu können:¹⁰⁹ von den meist genossenschaftlich organisierten Dorfkäsereien über die Aargauer Zentralmolkerei in Suhr bis zu Chocolat Frey SA in Buchs, dem grössten Schokoladenhersteller des Landes (siehe «Wirtschaft», «Konsumgüterindustrie», S. 338 und «Konsum», «Lebensmittel», S. 401). Gewisse Dorfkäsereien konnten sich mit Nischenprodukten erfolgreich positionieren. In der Käsereigenossenschaft Künten (1861–2020) stellten die 27 aufeinanderfolgenden Käsermeister jahrzehntelang den ihnen vorgeschriebenen Tilsiter her. Bis der Schweizer Käsemarkt 1995 liberalisiert wurde, nahm man für die «regelwidrig produzierten» Sorten empfindliche Bussen in Kauf.

Eine erfolgreiche Milchwirtschaft stellt auf geeignete Viehrassen ab. Bis in die 1950er-Jahre verfolgte die Schweizer Rinderzucht aller Rassen dieselben Ziele: Das Vieh sollte gleichzeitig guter Milchlieferant sein, zur Fleischproduktion taugen und erst noch als Zugtier dienen.¹¹⁰ Diese Dreinutzungskühe verloren mit der Motorisierung der Landwirtschaft einen ihrer Daseinszwecke. Fortan achteten die grossen Zuchtverbände des Braunviehs und des Simmentaler Fleckviehs auf eine kombinierte Eignung als Zweinutzungskuh für Milch und Fleisch.

Die Zuchtverbände waren es, die sich mit den kantonalen und eidgenössischen Amtsstellen gegen die künstliche Besamung sperrten und sich für die Reinzucht der Viehrassen einsetzten. In anderen europäischen Ländern setzte man schon länger nicht mehr ausschliesslich auf den Natursprung durch den hofeigenen Stier oder den «Dorfmuhi». Auch in der Schweiz forschte man an der künstlichen Besamung: 1949 begannen die Gebrüder Ineichen auf dem Gutshof der Psychiatrischen Klinik Königsfelden zu experimentieren.¹¹¹ Mit behördlicher Bewilligung arbeiteten sie mit dem Samen von drei Stieren, auch im Kampf gegen die sexuell übertragbare Deckseuche (Trichomoniasis). Als Labor diente den Schweizer Pionieren ein kleiner Küchenraum. Berchthor Ineichen (1917–2002) stammte vom Sentenhof in Muri und wurde 1964 erster Leiter der Besamungsstation Mülligen.¹¹²

Die Station Mülligen entstand als zweiter Standort des 1960 gegründeten Schweizerischen Verbands für künstliche Besamung.¹¹³ Dessen Gründung war eine Auswirkung der 1959/60 eingeleiteten Neuorientierung der staatlichen Agrarpolitik, die verstärkt auf Rationalisierung und Ausweitung der Produktion setzte. Mit der neuen Fortpflanzungsmethode war es möglich, auf Fleischproduktion oder Milchleistung spezialisierte Kühe zu züchten. Doch erst das 1966 eingeführte Gefrierverfahren erlaubte eine breite Anwendung der künstlichen Besamung, was auch als «Viehzuchtrevolution» bezeichnet wurde.¹¹⁴ Hier zeigte sich, wie sich in der zweiten Jahrhunderthälfte agrarwissenschaftliche Spitzenforschung mit der praktischen Erfahrung der Landwirte verbinden liess.¹¹⁵

Die Rindviehhaltung spezialisierte sich ab den 1990er-Jahren spürbar. Zum einen konzentrierten sich gewisse Bauern auf Milchwirtschaft, vergrösserten dazu ihre Herden, intensivierten den Futterbau und verabreichten teils importiertes Kraftfutter.¹¹⁶ Andere Rindviehhalter gaben die Milchproduktion auf und sattelten auf Mutterkuhhaltung zur Fleischproduktion um.¹¹⁷ Diese Entscheidung war getrieben von der ungünstigen Entwicklung des Milchpreises, aber auch vom Fleischkonsum im steigenden Wohlstand und von den Möglichkeiten, mittels Direktvermarktung ein engeres Verhältnis zu den Konsumentinnen und Konsumenten aufzubauen. Auch die verschärften Tierschutzbestimmungen verlangten ab den 1980er-Jahren bedeutende Investitionen und trieben damit die Spezialisierung der Tierhalter voran.

Industrialisierte Geflügelhaltung

Beim Kleinvieh (siehe Grafik 42) ragte der Aargau schon 1950 als geflügelreicher Kanton über das schweizerische Mittel hinaus.¹¹⁸ Bei der Geflügelzucht dürfte es sich um den am stärksten industrialisierten Zweig der Landwirtschaft handeln. Schauten 1951 noch über 21 000 Hühnerhalterinnen – das Federvieh gehörte lange Zeit zur Domäne der Bäuerinnen – zu durchschnittlich 27 Hühnern, gackerten 1980 auf knapp 3000 Höfen im Mittel 232 Stück Geflügel. Dreissig Jahre später hielten weniger als tausend Betriebe gemittelt fast 800

Tiere.¹¹⁹ Die grösste Dichte an geflügelproduzierenden Betrieben entstand zwischen Brugg und Zofingen.¹²⁰ Typisch waren Grossbetriebe wie die von Fritz Kunath 1926 gegründete Geflügelfarm und Futterfabrik in Aarau¹²¹ oder der Betrieb von Paul und Olga Stauffer-Rellstab in Seon.¹²² Stauffers liessen sich von den USA inspirieren und bezeichneten sich auch als Geflügelfarmer. Ihre 1956 eröffnete Geflügelfarm produzierte Eintagsküken, Junghennen, Milchmastpoulets und Trinkeier. Die Mast von Schlachtschweinen diente der innerbetrieblichen Abfallverwertung. Stauffer stellte sämtliches Kraftfutter in eigenen Mühlenanlagen her und setzte auf eine weitgehende Automation bei der Fütterung und beim Eiergreifen. Daraus ging 1963 die Firma Globogal AG hervor, die schlüsselfertige Hallen in Elementbauweise mit Heizung, Lüftung, Kühlung, Belichtung und Fütterung baute, in denen Geflügel, Schweine oder Kaninchen gehalten wurden.

Was man damals unter automatisierter, moderner Tierhaltung verstand, kollidierte spätestens in den 1980er-Jahren mit den höheren Anforderungen an den Tierschutz.¹²³ Das eidgenössische Tierschutzgesetz von 1978, das eine über zehn Jahre dauernde Übergangsfrist vorsah, schrieb Legenester und Sitzstangen sowie Mindestanforderungen an Tageslicht und Bodenfläche vor. Dies kam 1992 einem Verbot der Batteriehaltung gleich.

Auch die Schweinezüchter und Schweinehalter vergrösserten nach 1950 ihre Herden.¹²⁴ Am meisten Schweine lebten in jenen Gegenden, wo ursprünglich Milchwirtschaft betrieben wurde und aus der Käsefabrikation die proteinreiche Schotte anfiel. Mit dem fruchtbaren Allesfresser Schwein liess sich vergleichsweise kostengünstiges Fleisch produzieren, das bis in die 1980er-Jahre stark nachgefragt war. Mit dem wachsenden Wohlstand der Bevölkerung landete mehr Fleisch auf dem Teller. Der eigentliche Schwerpunkt im Aargau lag stets im Freiamt, wo sich wie in den angrenzenden Kantonen Luzern und Zug zahlreiche Bauern auf Schweinezucht und -mast verlegten.¹²⁵ Auch hier wandelte sich die Branche unter dem Eindruck der Bemühungen um stärkeren Tierschutz.¹²⁶

Getreidebau: Futter- und Brotgetreide

Die seit 1950 wachsenden Tierbestände verlangten nach artgerechter Ernährung.¹²⁷ Zu den traditionellen Futterkulturen von Gras, Heu und Futterrüben kamen allmählich Silofutter von Kunstwiesen und Futtergetreide wie zum Beispiel Mais. Die immer grösseren Herden wurden zunehmend mit importierter pflanzlicher Nahrung wie etwa Soja gefüttert. Um die Versorgungssicherheit zu erreichen, förderte die Eidgenossenschaft die Produktion, Verarbeitung und Lagerhaltung von Ackerfrüchten, ganz besonders Kartoffeln und Brotgetreide – Weizen, Gerste, Hafer –, aber auch Zuckerrüben und Raps.¹²⁸ In einzelnen Phasen bauten die Aargauer Bauern besondere Pflanzen an, die finanziellen Erfolg versprachen, etwa Hopfen und Tabak. Die Produzenten suchten gezielt Nischen: um die Jahrtausendwende mit Chinaschilf und der Faserpflanze Kenaf, in jüngster Zeit mit Hanf, Reis oder Urdinkel.¹²⁹ In den 1950er-Jahren ernteten flinke Kinderhände den Pilz Mutterkorn, der vor allem



257 Bauerndemonstration auf dem Bundesplatz, 1961. 35 000 Bäuerinnen und Bauern protestierten in Bern gegen die bundesrätliche Getreide- und Milchpreispolitik. Die Manifestation artete in den bis dahin grössten Krawall der Schweizer Nachkriegszeit aus. Politisch blieben die Proteste folgenlos.



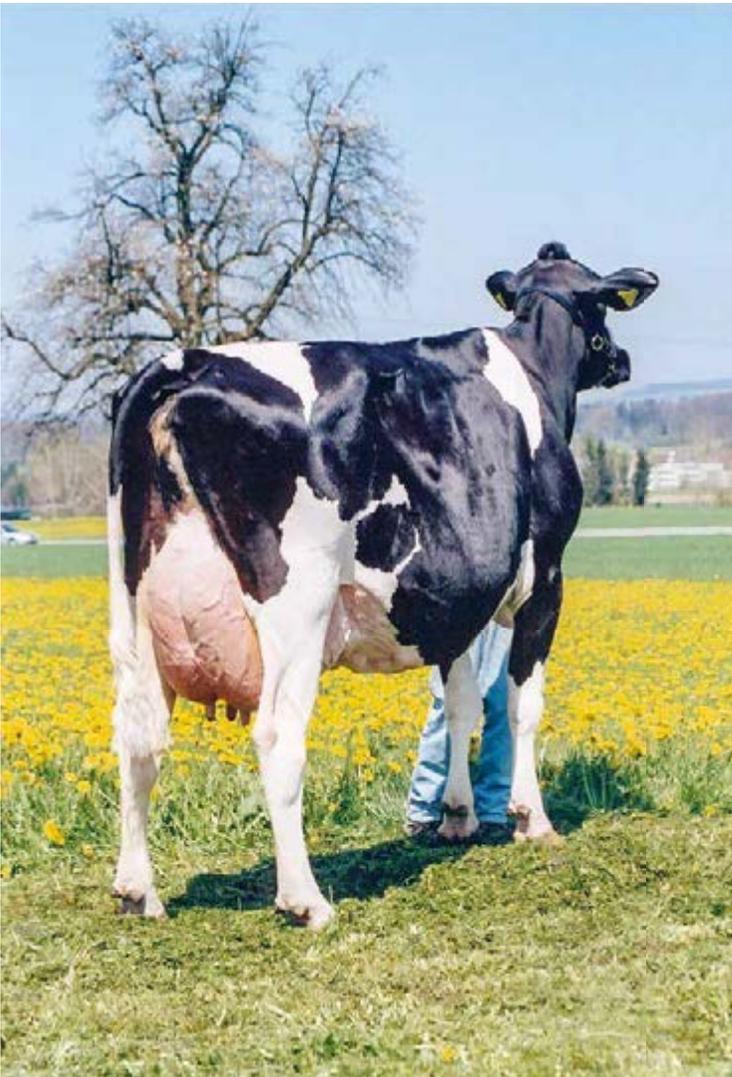
258 Protestkundgebung in Möhlin, 1958. Wiederholt machte das Fricktal auf die Fluorimmissionen aus den Aluminiumwerken von Badisch-Rheinfelden aufmerksam. Hauptsächlich Bauernfamilien waren wegen verbrannter Kulturen und notgeschlachteter Kühe betroffen, aber auch die privaten und kommunalen Waldbesitzer.



259 Pressefahrt in den Zofinger Wald, 1983. Eine Pressekonferenz führte Medienschaffende aus der ganzen Schweiz in den Staatswald, um die Waldschäden zu illustrieren. Der Aargauer Finanzdirektor Kurt Lareida zeigte Bundesrat Alphons Egli (1924–2016) (links) im Beisein von Kantons- oberförster August Studer (1927–2016) das Ausmass des drohenden «Waldsterbens».



260 Pflügen im Reusstal mit Kuhgespann, 1945. Bis zur Motorisierung deckte die sogenannte Dreinutzungskuh die Bedürfnisse der gemischten Bauernbetriebe als Milchkuh, Fleischlieferantin und Zugtier wie hier im Ackerbau. Erst mit der künstlichen Züchtung entstanden auf Milch oder Fleisch spezialisierte Tiere.



261 Holsteinkuh Golinda in Kallern, 2000. Sie belegte in den Jahren 1999 und 2000 an der nationalen Schau den ersten Platz. Als Stierenmutter prägte Golinda die Holsteinzucht national und international. Ihre Nachkommen leben in 13 Ländern und erreichen eine Lebensleistung von gegen 150 000 Kilogramm Milch.



262 Siegerhahn der Geflügelausstellung in Villmergen, 1957. An der sechsten Schweizerischen Geflügelausstellung gewann Walter Itt aus Hilfikon den ersten Preis in der Kategorie Hofgeflügel. Die Jury beurteilte auch Zwerg- und Wassergeflügel. Ausstellungen bilden nach wie vor Höhepunkte für Züchterinnen und Züchter.



263 Schafferde vor der Holzbrücke in Bremgarten, 1962. Der Schäfer trieb seine Tiere und seinen Esel durch die Stadt, während die Autos und Velofahrer warteten. Auf einer der Hauptverbindungen zwischen Bern und Zürich entstanden durch die unterschiedlichen Geschwindigkeiten von Landwirtschaft und Motorfahrzeugverkehr Nutzungskonflikte.



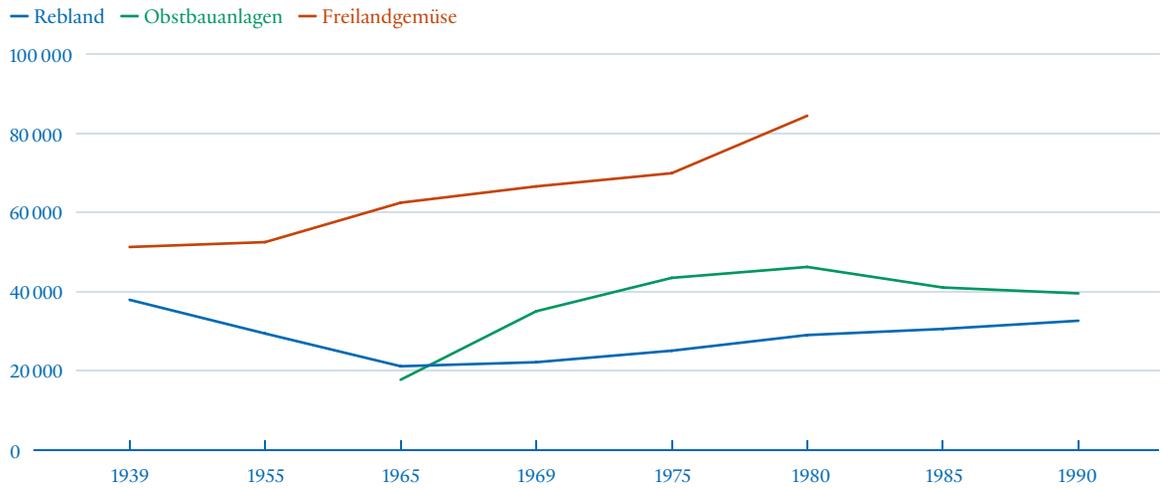
264 Feldwerbung am Baregg, 2006. Auch im Aargau säte man Werbeaufschriften auf Felder. Sie brachten innovativen Bauern einen Zusatzverdienst und erhielten 2002 den Aargauer Innovationspreis für Landwirtschaft. Bevor das Bundesamt für Strassen die Praxis untersagte, sahen sie täglich über 100 000 Fahrzeuglenkerinnen und Fahrzeuglenker.



265 Terrassenbau an der Goldwand in Ennetbaden, Ende der 1970er-Jahre. Winzer Bruno Wetzel (1931–2012) liess mit Schreitbagger und Handarbeit terrassieren, um eine rationelle Bewirtschaftung zu ermöglichen. Neu war die Pflanzung der Rebstöcke an der Kante der Terrasse, was als Innovation national ausstrahlte.

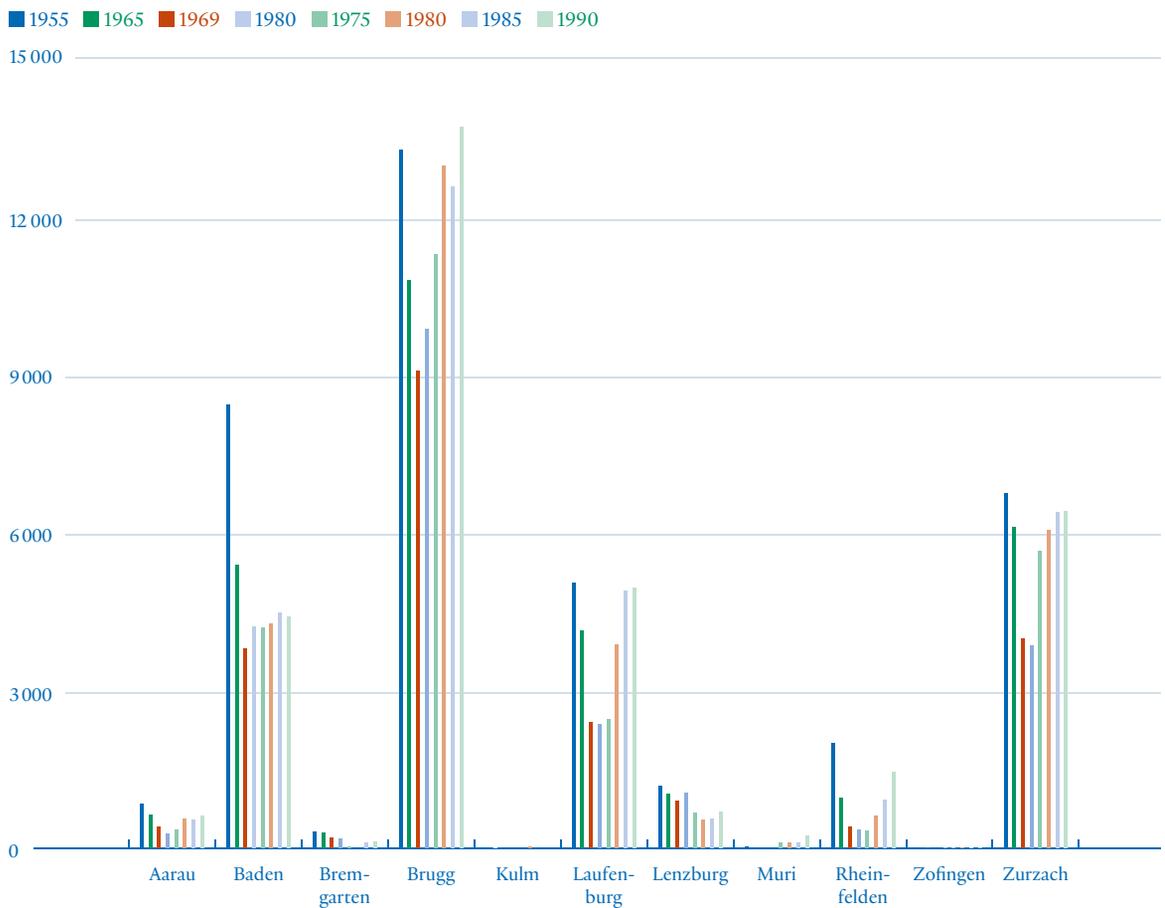
Grafik
46

Ausgewählte Spezialkulturen im Aargau 1939–1990 (in Aren)



Grafik
47

Rebflächen nach Bezirken 1939–1990 (in Aren)



Grafik 46 Im Aargau spezialisierten sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts Bauernbetriebe auf Gemüse-, Obst- oder Weinbau. Diese Spezialkulturen versprachen ein höheres Einkommen, auch wenn dabei der finanzielle und personelle Aufwand und somit das unternehmerische Risiko wuchsen. Quelle: Statistik Aargau.

Grafik 47 Der Bezirk Brugg verfügt mit 137 Hektaren über die weitaus grössten Rebgeleände, gefolgt von Zurzach (64), Laufenburg (49) und Baden (44). Lenzburg, Rheinfelden und Aarau haben deutlich geringere Rebareale – die anderen Bezirke verschwindend kleine. Deutlich wird das Wachstum der Rebflächen nach 1965. Quelle: Statistik Aargau.

Roggen befällt.¹³⁰ Von der Basler Pharmafirma Sandoz gegen gutes Geld aufgekauft, wurde Mutterkorn in der medizinischen Geburtshilfe eingesetzt.

Als lange Hand der Eidgenössischen Getreideverwaltung fungierten in den Dörfern Ackerbaustellen.¹³¹ Deren Leiter koordinierte die Verteilung von Saatgut, den Anbau, das Einbringen und den Abtransport der Ernte. Er überwachte gleichzeitig, dass sich auf den Feldern keine Unkräuter, Pilze oder Schädlinge breitmachten. Bauern, deren Äcker von solchen Problemen betroffen waren, erhielten nicht die vollen Subventionen. So wurden sie mit finanziellen Anreizen zum Einsatz von Pflanzenschutz- und Düngemitteln gebracht. Das von 1970 bis 2019 verwendete Fungizid Chlorothalonil beispielsweise findet sich als Abbauprodukt im Grundwasser vieler Gemeinden des Aargauer Mittellandes.¹³²

Für die Verarbeitung von Brot- und Futtergetreide standen 2020 im Aargau hinter dem Kanton Bern am zweitmeisten Mühlenbetriebe.¹³³ Häufig bauten sie auf eine lange Tradition und mahlen in Birnenstorf, Leibstadt, Lengnau, Seengen, Sins, Villmergen, Wittnau und Würenlingen – im Kern des alten Getreidelandes.

Wachsende Rebflächen, steigende Qualität

Die 1950er-Jahre bildeten für den Aargauer Weinbau einen Tiefpunkt.¹³⁴ Nach einem extremen Winterfrost 1956 mussten so viele alte Weinstöcke weichen, dass die Rebfläche 1965 mit 241 Hektaren ihren Tiefststand erreichte (siehe Grafik 47).¹³⁵ Erst in den späten 1960er-Jahren besserte sich die Marktlage bei steigenden Weinpreisen, wie der langjährige Aargauer Rebbaukommissär Ernst Näf (1924–2016) die Trendwende festhielt.¹³⁶ In dieser Zeit begannen sich Bauern mit gemischten Betrieben auf den Weinbau zu konzentrieren und die Trauben selbst zu keltern. Es entstanden Weingüter wie jene von Hartmann in Remigen oder Wetzel in Ennetbaden. Einige – namentlich Fürst in Hornussen, Deppeler in Tegerfelden oder Büchli in Effingen – gingen einen Schritt weiter und erstellten Rebsiedlungen mitten in ihren Rebbergen. Gleichzeitig wuchsen die Rebflächen in den grossen Weinbaugemeinden, etwa im Schenkenbergetal, in Klingnau und Döttingen.¹³⁷

Technisierung im Rebberg und im Keller

Nur allmählich verbesserte sich die Infrastruktur: Neue Wege wurden angelegt, Drahtanlagen erstellt, Parzellen entwässert, Brunnen mit Zuleitungen gebaut und Neupflanzungen vorgenommen.¹³⁸ Letztere erfolgten in reinen Sortenbeständen veredelter Trauben. Es war der Würenlinger Rebbau-pionier Albert Meier (1896–1964), der diese weiterentwickelte und erforschte und so die Grundlage für die landesweit führende Rebschule legte.¹³⁹ In den 1960er-Jahren erfolgte wie in den anderen Landwirtschaftszweigen ein Mechanisierungsschub.¹⁴⁰ Hochdruckspritzen mit grosser Reichweite erleichterten den Pflanzenschutz, Drehhacken, Raupenschlepper und Spatenmaschinen die Bodenbearbeitung.¹⁴¹ In einer Reihe von Rebbergen setzte sich die Querterrassierung durch, die das Schneiden, die Laubarbeit und die Ernte er-

heblich vereinfachte.¹⁴² Der moderne Weinbau reduzierte den Arbeitsaufwand im Aargau deutlich auf gemittelt 800 Stunden pro Hektar und Jahr.¹⁴³ Als Nachteil erwies sich, dass im Drahtbau der wertvolle Boden bei Regen leicht weggeschwemmt wurde. Deshalb setzten sich seit den 1970er-Jahren begrünte Rebberge durch. Die Bodenbedeckung hält die Krume zusammen und sorgt für eine grössere Artenvielfalt.¹⁴⁴

Es dauerte lange, bis die Kellermeister zu Beginn der 1970er-Jahre den biologischen Abbau der Säure in den Weinen beherrschten.¹⁴⁵ Unter dem Eindruck der neuen Agrarpolitik reduzierte der Kanton Aargau die Ertragsmengen pro Quadratmeter deutlich. Gewisse Produzenten verringerten die Mengen je nach Weinjahr zusätzlich, um die Qualität und den Absatz sicherzustellen.¹⁴⁶ Weitere Qualitätsverbesserungen machte die strikte Weinverordnung des Bundes von 2007 möglich, die etwa die kontrollierte Ursprungsbezeichnung (AOC) zulässt.¹⁴⁷ 2019 baute man 96 Prozent der Rebfläche als AOC Aargau an.¹⁴⁸ Trotzdem blieben die rund 600 Aargauer Winzerinnen und Winzer wie die anderen Weinbaugebiete der Deutschschweiz – mit Ausnahme der Bündner Herrschaft und des schaffhausischen Klettgaus – auf den lokalen Markt ausgerichtet.¹⁴⁹

Aargauer Gemüse mit überregionaler Bedeutung

Der Gemüsebau erlangte im Aargau eine Bedeutung, die über den Kanton hinausreichte. Hinter dem Berner Seeland wurde der Aargau zum grössten Gemüsebaugbiet des Landes. Gemüsekulturen entwickelten sich seit dem frühen 20. Jahrhundert von einer landwirtschaftlichen Nebentätigkeit zu einer spezialisierten Hauptbeschäftigung.¹⁵⁰ Wenn in den Gärten der Bäuerinnen über die Selbstversorgung hinaus Gemüse übrig blieb, verkauften sie es von Haus zu Haus oder bald auf den noch immer bestehenden Wochenmärkten in Rheinfelden, Zofingen, Aarau, Reinach, Lenzburg, Wohlen, Brugg, Baden, Wettingen oder Zurzach. Die Nachfrage in den wachsenden Kleinstädten führte zu verstärktem Anbau und mehrte das Wissen im Gemüsebau.

Schon vor dem Zweiten Weltkrieg fragten die Seethal-Konservenfabrik in Seon und die Hero Konserven in Lenzburg Bohnen, Erbsen und Früchte nach.¹⁵¹ Anfänglich in der unmittelbaren Umgebung, nach 1945 in weiteren Gebieten des Kantons, bauten Landwirte Gemüse als zusätzliches Standbein ihres Mischbetriebs an. Die Drescherbsen und Maschinenbohnen wurden ursprünglich zu Nasskonserven in Konservenbüchsen, später zu Tiefkühlprodukten verarbeitet.

Seit der Krise der 1930er-Jahre sattelten auch zahlreiche Bauernhöfe auf den Anbau von Lagergemüse um. Auf Feldern, die zuvor als Ackerflächen gedient hatten, wuchsen nun Rüebli, Zwiebeln, Sellerie, Lauch und Kabis. Für Randen entstand in Dottikon ein regelrechter Hotspot. Bei der Weiterentwicklung des Lagergemüseanbaus übernahmen die Strafanstalt Lenzburg, die Arbeitskolonie Murmoos und die Psychiatrische Klinik Königsfelden eine führende Rolle.



266 Hagelraketen in Baumgarten, 1951. Um ihre Spezialkulturen zu schützen, impften Obst- und Gemüsebauern Gewitterwolken mit Silberjodid, damit ein drohender Hagelzug weniger heftig ausfalle. Im Aargau benützte man ab 1977 Hagelraketen schweizerischer Bauart, ganz im Vertrauen auf den technischen Fortschritt.



267 Naturkuriosität in Melligen, 1957. Die Lokalpresse berichtete immer wieder über Sonderbares aus der Landwirtschaft, wie über diesen Klara-Apfelbaum, der gleichzeitig blühte und Früchte trug. Solche «soft news» sollten zu vermehrtem Obstkonsum anregen. Das verwertende Gewerbe strengte dafür Werbeaktionen an.



268 Klein und Gross im Murimooos, 1964. Die kantonale Zentralstelle für Maschinenberatung und Unfallverhütung zeigte die neusten Traktoren für den Gemüsebau. Dort blieb trotz des grossen Maschineneinsatzes ein bedeutender Teil Handarbeit, verrichtet seit den 1950er-Jahren von Fremdarbeitern aus Südeuropa.



269 Plastiktunnel in Villigen, 1974. Im Gemüsebau setzten die Pflanzler schon in den 1950er-Jahren auf fixe Glasgewächshäuser, um früher und länger als die Konkurrenz liefern zu können. Plastiktunnels, wie sie hier Emil Süss zum Schutz seiner Salatsetzlinge einsetzte, waren temporärer Natur.



270 Abfüllstation der Mosterei Schlör in Menziken, 1945. In vielen Dörfern ermöglichten Dörranlagen, Mostereien und Brennereien, Früchte und Säfte haltbar zu machen. Einige Betriebe schufen neue Produkte, Schlör im Oberen Wynental etwa erfand 1956 das Erfrischungsgetränk Prego auf der Basis von Milchserum.



271 Gewächshaus in Rüfenach, 1965. Das schweizweit erste Gewächshochhaus ersetzte mit seinen 18 Metern Höhe ein herkömmliches Treibhaus von 320 Quadratmetern Fläche. Der Glasturm bot Platz für 7000 Topfpflanzen, die zur Pflege und zum Giessen auf einem Förderband zirkulierten. Das Patent setzte sich letztlich nicht durch.

Nachfrage von Grossverteilern und Städten

Ehemalige Marktfahrer-Nebenbetriebe spezialisierten sich dagegen auf die Produktion von Frischgemüse. Schon länger lieferte das untere Fricktal Gemüse an die Regio Basiliensis, das Oberfreiamt in Richtung Zentralschweiz.¹⁵² Als grösste Gemüsebaugemeinde im Kanton stellten sich Birmensdorf wie das umliegende untere Reusstal und die Gärtnereien am Mutschellen auf den Markt der nahen Stadt Zürich ein.¹⁵³ Dort verkauften die Aargauer ihr Gemüse anfänglich an der Ausstellungsstrasse, bevor sie 1980 in die Markthalle des von ihnen mitbegründeten Engrosmarktes umzogen. Auch Grossverteiler verkauften Aargauer Gemüse. Seit Mitte des 20. Jahrhunderts stellten Kopfsalate, Radiesli und Spinat, im Jahreslauf gefolgt von Gurken, Blumenkohl und Tomaten die hauptsächlichen Kulturen dar.¹⁵⁴ Esserfahrungen aus den Ferien in Italien führten seit 1960 zur Nachfrage nach Fenchel, Zucchetti, Broccoli, rotem Chicorée und Auberginen – auch nach Rucola, dem ersten Trendprodukt im 21. Jahrhundert.

Die genannten Gebiete im Aargau eigneten sich klimatisch besonders für den Gemüsebau. Wasser gab es genug, obwohl immer auch die Versalzung von einzelnen Parzellen drohte. Ausserdem ermöglichte die Verfügbarkeit von Erdölprodukten maschinelles Arbeiten, ebenso das Heizen von Gewächshäusern und das Einrichten von Plastiktunnels und Bodenfolien. Gleichzeitig erlaubte es der Einsatz von agrochemischen Dünge- und Pflanzenschutzmitteln, die Zahl der jährlichen Ernten und deren Qualität zu steigern. Die Verwendung von Chemikalien brachte eine Belastung des Grundwassers durch Rückstände von Nitrat und Bromid mit sich, was eine langwierige Sanierung seit den späten 1980er-Jahren nach sich zog.¹⁵⁵ Trotz Mechanisierung und Chemisierung blieb im Gemüsebau vieles Handarbeit, vom Setzen über die Pflege bis zur Ernte. Vor allem Gastarbeiter leisteten diese Arbeiten seit den 1950er-Jahren. Mit den Saisonarbeitern aus Südeuropa wurde der Gemüsebau zu einem Türöffner für Einwanderer. Der fossilfreie Betrieb von Gewächshäusern, die Nachfrage nach ökologisch produzierten Lebensmitteln und immer wieder neue Schädlinge stellen die jüngsten Herausforderungen für die Aargauer Gemüsebauern dar.¹⁵⁶

Wachsende Beerenkulturen

Eine jüngere Spezialkultur als der Gemüsebau bildet im Aargau mit neunzig Hektaren (2019) der Anbau von Beeren.¹⁵⁷ Ursprünglich standen Früchte für Konserven im Vordergrund, vor allem Johannisbeeren aus dem Seetal. Diese wurden in den 1950er-Jahren erstmals in grösserem Umfang kultiviert, als die Hero Konserven in Lenzburg die Produktion von Konfitüre steigerte.¹⁵⁸ Im folgenden Jahrzehnt wurde der Anbau von Erdbeeren ausgeweitet, die mit rund der Hälfte der Fläche die wichtigste Beere im Aargau wurden. Später folgten grosszügige Strauchbeerenflächen mit Himbeeren, Brombeeren und verschiedenen Johannisbeersorten.¹⁵⁹ Die Früchte gelangen mittlerweile frisch in den Handel oder können auf dem Feld selbst gepflückt werden. So kommt es, dass auf einigen

Bauernhöfen bereits die zweite oder dritte Generation Beeren kultiviert. Typischerweise handelt es sich dabei um Betriebe, die auch Tiere halten oder Ackerbau betreiben. Neuere Anlagen umfassen Heidel- und Apfelbeeren (Aronia), die moderne Ernährungstrends abbilden.

Intensiver Obstbau in geschützten Anlagen

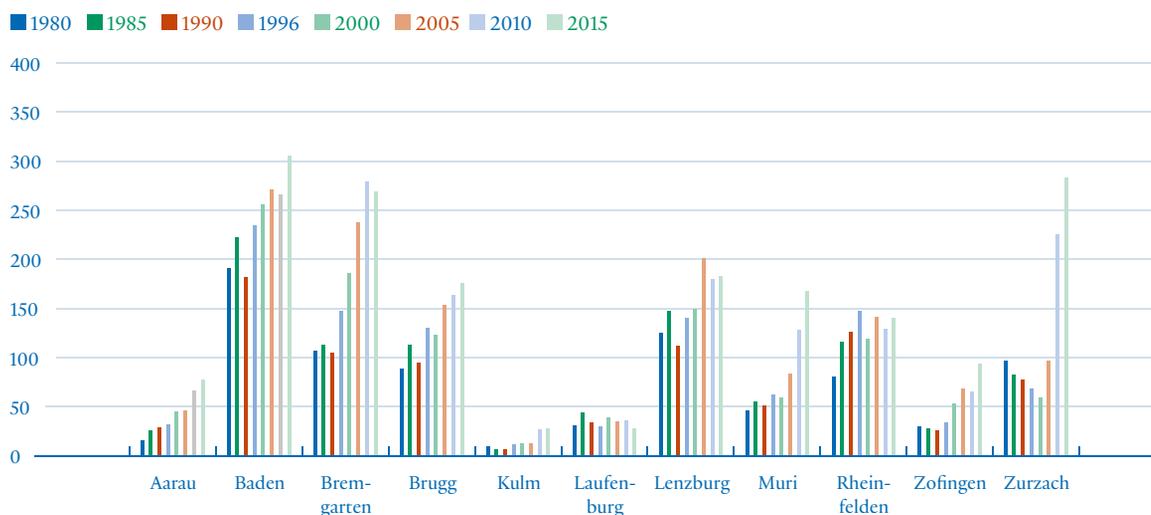
Nach dem Zweiten Weltkrieg genügte das einheimische Obst den Anforderungen des Marktes nicht mehr.¹⁶⁰ Im Aargau traf dies insbesondere auf die Kirschen zu, die vor allem im Fricktal und rund um den Hallwilersee angebaut wurden. Die Kirschen waren übermässig verwurmt von Larven der Kirschfliege. Die Vereinigten Ostschweizer Landwirtschaftsgenossenschaften (VOLG) nahmen zusammen mit der Forschungsanstalt Wädenswil den Kampf gegen dieses Insekt auf. Die agrochemischen Produkte der Firma Maag, verspritzt mit Rücken- und Karrenspritzen der Firma Birchmeier aus Künten, machten die Aargauer Kirschen wieder marktauglich. Auch den Früchten der damals knapp 740 000 Apfelbäume mangelte es an Qualität. Sie waren stark verschorft, und die Sorten entsprachen nicht mehr den Bedürfnissen der Konsumentinnen und Konsumenten. Dieses Problems nahm sich der Aargauer Baumwärtterverein an, der beim Kernobst den Ersatz der Hochstammbäume durch den Niederstamm propagierte. Diese Entwicklung ging als «der lange Marsch vom extensiven Streuobstbau zum gepflegten Obstbau in geordneten Anlagen» in die Agrargeschichte ein.¹⁶¹ Sie führte zum präzedenzlosen Verlust von Baumgärten und Einzelbäumen. Von den 1,8 Millionen Obstbäumen Mitte des 20. Jahrhunderts reduzierte sich der Bestand im Aargau auf 228 000 zur Jahrtausendwende. Allein auf gezielte Aktionen motorisierter Baumfällkolonnen, welche die Eidgenössische Alkoholverwaltung (EAV) organisierte und finanziell unterstützte, entfielen im gesamten Kanton 200 000 Bäume.¹⁶² Das Ziel dieser von 1954 bis 1973 dauernden eidgenössischen Intervention war es, mit weniger Bäumen besseres Obst billiger zu produzieren.¹⁶³ Die Früchte sollten vor allem für den unvergorenen Verzehr geeignet sein, weshalb die von 1887 bis 2017 bestehende EAV auch Methoden zur Haltbarmachung als Most und Apfelschnitze oder zum Einmachen und Einfrieren propagierte (siehe «Konsum», «Haltbarmachung», S. 401).¹⁶⁴

Das Verschwinden der Hochstammbäume aus der offenen Flur und die Konzentration von kürzeren Bäumen in Obstanlagen verbesserten die Aussichten des Obstbaus im Aargau. Zugleich schufen sie den Platz, den die Landwirtschaftsmaschinen für eine rationelle Bewirtschaftung der in den Meliorationen zusammengelegten Acker- und Wiesenflächen benötigten. So ging die Sanierung des Obstbaus mit der Motorisierung und Rationalisierung der Landwirtschaft Hand in Hand, was die Artenvielfalt einschränkte.¹⁶⁵

Schon vor der Neuausrichtung der Agrarpolitik in den 1990er-Jahren entstand eine Gegenbewegung zurück zu Hochstammbäumen im Feldobstbau, zum Teil gefördert mit Bundesbeiträgen,¹⁶⁶ ebenso die Integrierte Produktion und der Anbau im Bioqualität.¹⁶⁷

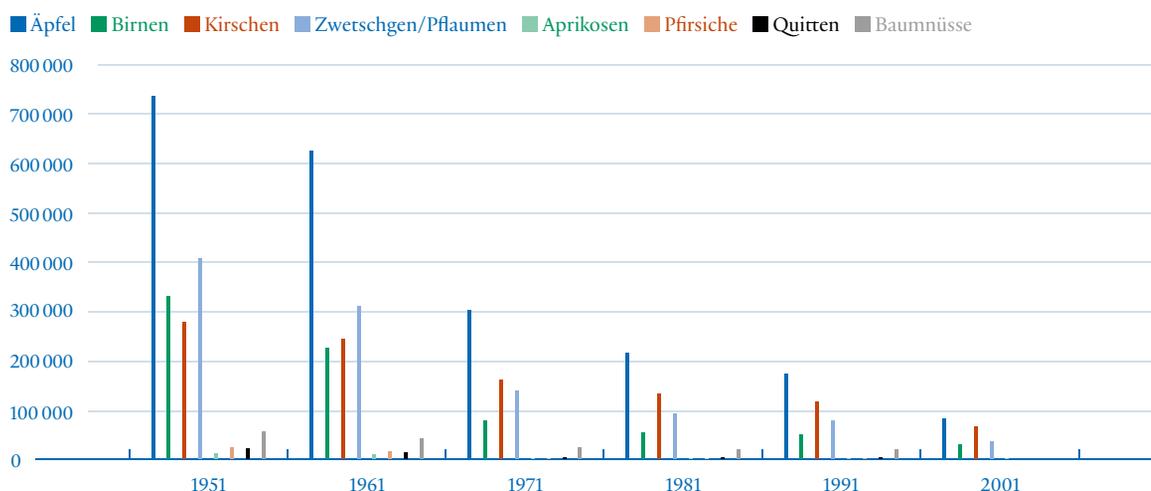
Grafik
48

Landwirtschaftliche Nutzfläche Freilandgemüse nach Bezirken 1980–2015 (in Hektaren)



Grafik
49

Obstbaumbestand im Aargau 1951–2001



Grafik 48 Die Gemüseäcker wuchsen im Aargau seit 1980 deutlich. Die wichtigsten Anbauggebiete entwickelten sich im Einzugsgebiet des Engrosmarktes in Zürich sowie im Umfeld der Verarbeitungsbetriebe in Lenzburg, Schafisheim und Möhlin. Gleichzeitig nahm die Gemüseproduktion in Gewächshäusern zu. Quelle: Statistik Aargau.

Grafik 49 1951 wuchsen im Aargau mehr als 1,8 Millionen Obstbäume, fünfzig Jahre später nur noch ein Achtel davon. Dabei wich der Streuobstbau Obstanlagen, häufig mit Schutznetzen gegen Hagel. Nuss- und Kirschbäumen galt bis in die 1950er-Jahre besonderes Augenmerk, aus ihnen liess die Armee Karabinerschäfte machen. Quelle: Statistik Aargau.

Industrie: das wirtschaftliche Rückgrat des Kantons

Wachstum und Wohlstand «made in Aargau»

«Les Trente Glorieuses» nennen französische Historikerinnen und Historiker die dreissig Jahre Hochkonjunktur nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Was als sorglose Zeit verstanden werden kann, war geprägt von anfänglichen Arbeitskämpfen, dem Verschwinden von Industriezweigen und dem Aufkommen neuer Branchen und Berufe. Ob der kapitalistischen Wirtschaftsmacht USA oder der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft: Schweizer und Aargauer Unternehmen passten sich den äusseren Bedingungen an und orientierten sich an weltwirtschaftlichen Entwicklungstendenzen. — *Astrid Baldinger Fuchs*

Ein fortschrittlicher Industriekanton

In der Mitte des 20. Jahrhunderts war der Aargau einer der am stärksten industrialisierten Kantone der Schweiz. Eine zeitgenössische Beschreibung liefern die Bezirkschroniken aus den Jahren 1947 bis 1949. Sie verdeutlichen, wie die Ansiedlung von Industrie Verdienst brachte und damit der Entvölkerung in den Dörfern Gegensteuer gab. In Gemeinden, welche sich ausschliesslich auf das Einkommen aus der Landwirtschaft abstützten, nahm die Bevölkerung ab oder stagnierte. So zählten acht Orte im Bezirk Kulm 1947 weniger Einwohner als 1837, hingegen verzeichneten die Tabakgemeinden im oberen Wynental einen deutlichen Zuwachs. Vor diesem Hintergrund genoss die Industrie als «moderne» Wirtschaft hohes Ansehen. Sie sicherte die Entwicklung von Dörfern und Städten.¹⁶⁸

Über die Hälfte der Berufstätigen im Aargau stand nach 1939 auf der Lohnliste von Industrie- und Gewerbebetrieben. Vergleicht man die absoluten Zahlen, so kam der Aargau mit seinen 63 200 Beschäftigten im zweiten Sektor an dritter Stelle nach den bevölkerungsstärksten Kantonen Zürich (124 708) und Bern (123 987), gefolgt von St. Gallen (58 313). Der Aargau war eingebettet und Teil des Industriegürtels entlang des Jurabogens im Nordwesten der Schweiz.

Die Industrie verteilte sich nicht gleichmässig über den ganzen Kanton. In den Bezirken Aarau, Baden, Kulm, Zofingen, Lenzburg und Brugg lagen die Zentren mit mehreren grossen industriellen Ar-

beitgebern. In der Wahrnehmung der Zeitgenossen war der Aargau nicht nur ein Industrie-, sondern ein stark ländlich geprägter Agrarkanton mit grossen industriellen Clustern, die sich durch weitflächig verteilte Wohnquartiere auszeichneten. «Aus Reinach, Menziken, Burg, Beinwil und Pfeffikon/LU ist ein einziges grosses Wohngebiet geworden. [...] Mit gegen 12 000 Einwohnern, weithin städtischer Bauweise und lockerer Besiedlung ist das Oberwynental zu einer Industrielandschaft geworden, die allmählich zur Einheit zusammenwächst», schrieb der Chronist 1947.¹⁶⁹ Auch zwischen Lenzburg und Wildegg hatte sich ein zusammenhängendes Industriegebiet mit gegen 10 000 Einwohnern entwickelt. Im Bezirk Brugg kontrastierte die locker überbaute Fläche mit über 10 000 Einwohnerinnen und Einwohnern in den Gemeinden Brugg, Umiken, Lauffohr, Windisch und Hausen mit dem Siedlungsbild der geschlossenen Bauerndörfer auf dem Bözberg und am Rande des Birrfelds, neben den damals noch grossen Ackerflächen.¹⁷⁰

Der Motor der wirtschaftlichen Entwicklung im Aargau war Baden. Die Weltfirma Brown, Boveri & Cie. (BBC) beschäftigte 1941, im fünfzigsten Jahr ihres Bestehens, über 7200 Personen in der Schweiz und war landesweit die grösste private Arbeitgeberin. In den vier zusammengewachsenen Gemeinden Baden, Wettingen, Ennetbaden und Obersiggenthal lebten über 25 000 Menschen. Im Bezirk Baden arbeiteten 1941 von 20 905 Erwerbstätigen nur noch zwölf Prozent hauptsächlich in der Landwirtschaft. Die Zahlen spiegeln allerdings

nicht die Lebensrealität der Menschen wider: Über fünfzig Prozent der Arbeiterschaft war in diesem Bezirk nebenberuflich in der Landwirtschaft tätig.¹⁷¹ Den «Rucksackbauern», wie er typisch war für den Aargau, gab es bis in die 1960er-Jahre auch in anderen Regionen (siehe «Landwirtschaft», S. 309).¹⁷²

Zu den von der Landwirtschaft dominierten Regionen zählten 1939 vor allem die katholischen Bezirke Muri (67 % Anteil im ersten Sektor), Laufenburg (64 %) und Zurzach (50 %). Fehlende Arbeitsmöglichkeiten vor Ort führten zu Pendelströmen in andere Bezirke. Von Muri pendelte 1946 eine grosse Anzahl Frauen mit dem Zug in die Schuhfabrik Bally. Boswiler und Waltenschwiler profitierten von ihrer Nähe zur Wohler Industrie in Fuss- oder Velodistanz.¹⁷³ Ohne Bahnanschluss oder eine Fabrik in der Nachbargemeinde stagnierte die Bevölkerungsentwicklung der Gemeinden im Bezirk Muri.¹⁷⁴

Rohstoffreicher Kanton in rohstoffarmer Schweiz

Der Rohstoffmangel bereits vor der Kriegszeit führte dazu, dass eigene Bodenschätze ausgebeutet wurden. Von 1937 bis 1967 lieferte das Jura-Bergwerk in Herznach Eisenerz ins Ruhrgebiet und ins jurassische Choindéz. Das Stollensystem umfasste 32 Kilometer. Neben dem Eisenbergerwerk Gonzen bei Sargans war das Bergwerk in Herznach während des Zweiten Weltkriegs ein Eisenerzlieferant von nationaler Bedeutung.¹⁷⁵ Die Geologie des Kantons erlaubte den Abbau weiterer bedeutender Rohstoffe. Zahlreiche Kiesgruben lieferten Material für den Strassenbau und zur Betonherstellung. Kalk war zentral für die Herstellung von Dünger, Soda und Zement. So produzierte die Kalkfabrik Spühler in Rekingen (bis 1989) zusammen mit den Zementfabriken in Holderbank, Wildegg und im Siggenthal 1951 rund 45 Prozent des gesamtschweizerischen Bedarfs. Im Bergwerk Felsenau, das in erster Linie die Zementindustrie belieferte und Ende der 1950er-Jahre als grösster Lieferant der Schweiz täglich gegen 200 Tonnen Gips zutage förderte, wurde zwischen 1910 und 1989 Gips abgebaut. Mit den drei Zementwerken in Würenlingen-Siggenthal, Holderbank und Wildegg stammten rund vierzig Prozent des gesamtschweizerischen Zements aus dem Aargau. Mächtige Opalinustonlager wurden abgebaut, das Dachziegelwerk etwa dominierte Frick in den 1950er-Jahren mit seiner Seilbahn und Gebäuden auf einer Fläche von 34 Hektaren. Ein weiteres Tonwerk gab es in Kölliken, die Tonsteinbrüche in Holderbank und am Schmiedberg bei Böttstein waren Zulieferer für die Zementwerke, in Döttingen verarbeitete 1949 auch die «modernste Ziegelei Europas» Opalinuston.¹⁷⁶

Der Aargau ist mit den Kantonen Basel-Landschaft und Waadt einer der Salzkantone der Schweiz. Die Salinen an den Standorten Riburg und Schweizerhalle deckten zusammen mit dem waadtländischen Bex sämtlichen Salzbedarf von Streu- bis Speisesalz. Die Saline Rheinfelden förderte bis 1973 Sole für Kurzwecke. Auch die Bohrtürme zwischen Zurzach und Riethem dienten der Salzgewinnung für die Sodafabrik. Der Aargauer Schriftsteller und Lehrer Charles Tschopp (1899–1982) beschrieb

1961, dass als Folge der gewaltigen Ausbeutung des Untergrunds der Boden in Riethem sich da und dort senke und dies «sogar auf der neuen Landeskarte vermerkt worden» war. Von diesen Bodensenkungen berichtete auch das Schweizer Fernsehen in einer Antennen-Sendung 1966. Tschopp ergänzte seine Beobachtung über die Auswirkungen der industriellen Tätigkeit mit der Bemerkung, dass bei der Sodaherstellung jährlich 200 000 Tonnen Kalziumchlorid anfallen würden. Der Hauptteil davon werde «dem Rhein übergeben; im Tage macht es einen Güterzug mit 37 Wagen aus».

Thermalwasser speiste die Bäder von Baden, Rheinfelden und Schinznach, nach 1955 erschloss man auch die bereits seit 1914 bekannte Zurzacher Mineralquelle für den Kurbetrieb (siehe «Kuren», S. 430). Wasser war für die Region seit Ende des 19. Jahrhunderts zum Schlüsselfaktor der industriellen Entwicklung geworden: Der Wasserreichtum der Flüsse bescherte dem Kanton den Bau von Elektrizitätswerken. 1955 produzierten nur das Wallis, Bern und Graubünden mehr hydraulische Energie als der Aargau, der 18 Prozent zur gesamtschweizerischen Energieproduktion beitrug.¹⁷⁷

Wirtschaft nach dem Zweiten Weltkrieg

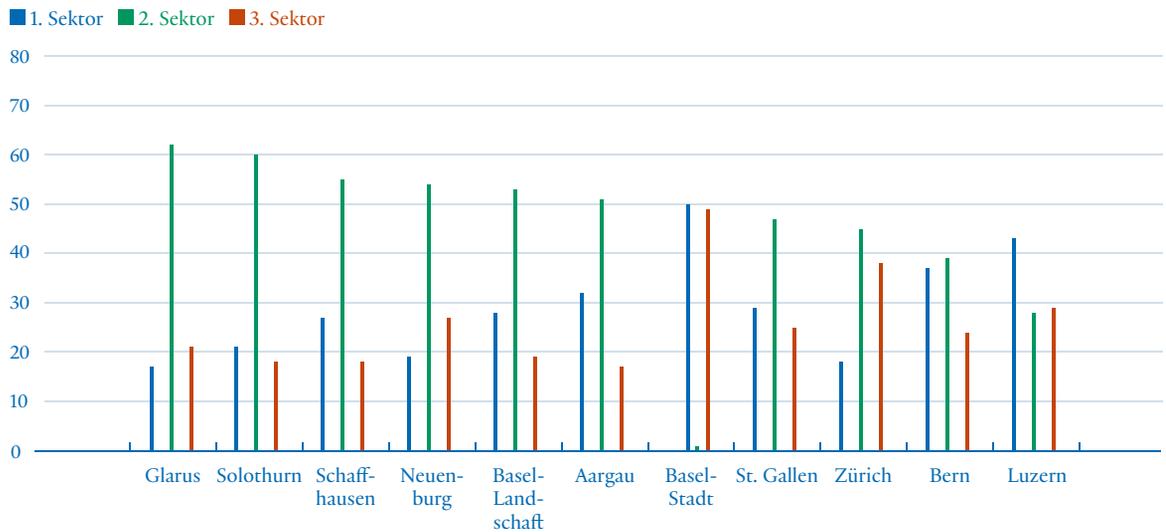
Nach 1945 erfolgte schrittweise der Übergang von der Kriegswirtschaft zur Nachkriegswirtschaft. Die Arbeitslosigkeit und der Landesstreik nach dem Ersten Weltkrieg 1918 sollten sich nicht wiederholen. Das kantonale Arbeitsamt war vorbereitet für die Vermittlung von Arbeit in anderen Betrieben, in der Landwirtschaft, bei Rodungen oder Meliorationen.¹⁷⁸ Es kam anders. Der Schweizer Produktionsapparat war im Gegensatz zu den umliegenden Ländern unversehrt geblieben, aargauische Exportprodukte waren nach Kriegsende gefragt. Ihren Anteil am Wiederaufbau Europas leistete die Schweiz 1945 mit der Gewährung von Krediten an Belgien, Holland, Frankreich und Italien. «Wir haben den Export selbst finanziert», bilanzierte die Aargauische Handelskammer, «und damit aus eigenen Mitteln zur Konjunkturbelebung beigetragen». Der boomende Arbeitsmarkt absorbierte die bei der Demobilisierung der Armee frei werdenden Arbeitskräfte problemlos.¹⁷⁹

Trotz gut anlaufender Wirtschaft litt die Bevölkerung Mangel. Der Kanton finanzierte Notstandsaktionen zugunsten der Minderbemittelten und gab verbilligte Textilien und Schuhe ab, 122 Gemeinden verteilten 657 Tonnen Kartoffeln, 55 Gemeinden gaben 187 Tonnen Obst ab.¹⁸⁰ Die staatlich gelenkte Kriegswirtschaft erfuhr allmählich Lockerungen wie das Wiederzulassen des Motorfahrzeugverkehrs an Sonntagen, es fiel auch das Verbot des Frischbrotverkaufs. Wichtige Rationierungen blieben allerdings bis 1948 in Kraft.

Der Rohstoffmangel stellte die Unternehmen weiterhin vor grosse Herausforderungen. Die Aluminiumfabrik Menziken konnte ihre Arbeiter nur durch «äusserste Ausnutzung der Altstoffverwertung» beschäftigen. Auch die Nachfrage nach Lenzburger Konserven war gross, doch konnte Hero die Produktion nicht steigern, da Weissblech für die Dosen fehlte und Zucker stark rationiert war. Das zerstörte Transportnetz in den Kriegs-

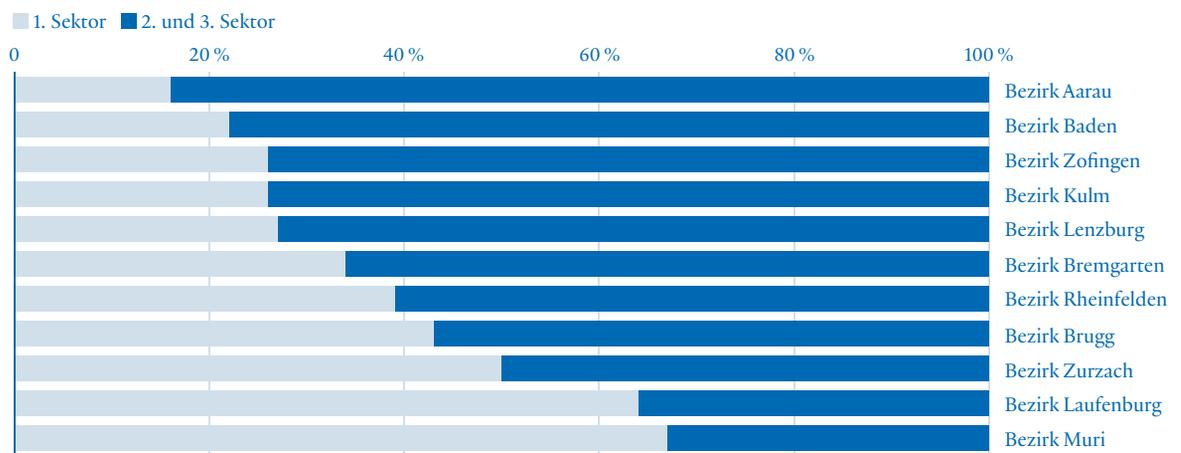
Grafik
50

Industrieanteil im Kantonsvergleich 1939



Grafik
51

Regionale Unterschiede der Wirtschaftsstruktur 1939 (in Prozent)



Grafik 50 Mit 62 Prozent aller Beschäftigten in der Industrie stand der Kanton Glarus 1939 an erster Stelle. Einen überdurchschnittlich hohen Industrieanteil wiesen die Kantone Solothurn, Schaffhausen, Neuenburg und Basel-Landschaft auf. An sechster Stelle kam bereits der Aargau mit 51 Prozent aller Arbeitsplätze in der Industrie. Der Schweizer Durchschnitt betrug 42 Prozent. Quelle: Statistik Aargau; HLS. Grafik 51 Der Industriekanton Aargau war nach wie vor stark geprägt von der Landwirtschaft. Auch wenn zwei Drittel der erwerbstätigen Bevölkerung 1939 im zweiten und dritten Sektor ihr Auskommen fanden, waren viele als «Rucksackbauern» tätig, und die Verwandtschaft half in Spitzenzeiten auf dem Hof aus. In den Bezirken Muri und Laufenburg dominierte die Landwirtschaft, stark war sie auch in den Bezirken Zurzach und Brugg. Quelle: Statistik Aargau.

Tabelle
15

Grosse Industriezentren und Dörfer mit hohem Industrieanteil 1939

Ort	Arbeitsplätze im 2. und 3. Sektor	Wichtige Arbeitgeber und Branchen vor Ort
Baden	10 382	BBC, Merker
Aarau	9156	Oehler, Kern, Sprecher + Schuh
Zofingen	4933	Ringier, Textilindustrie, Siegfried
Brugg	3041	Kabelwerke Brugg, Betonwerk Hunziker, Müller AG
Lenzburg	2719	Hero, Wisa-Gloria, Kartonfabriken, Schwarz Stahl
Wohlen (AG)	2379	Strohunternehmen
Rheinfelden	2192	Feldschlösschen, Salmenbräu
Reinach (AG)	2008	Tabakfirmen, Fischer Drahtwerke
Menziken	1774	Aluminium AG Menziken, Tabakfirmen
Villmergen	1687	Bally
Schöffland	1343	Textilfabrik Fehlmann, Bally
Wettingen	1258	Spinnerei und Weberei Wettingen
Bad Zurzach	1193	Sodafabrik
Windisch	1100	Spinnerei Kunz, Spital Königsfelden
Aarburg	1046	Franke, Textilfabrik Weber
Murgenthal	1034	Textilfabriken
Strengelbach	1029	Textilfabriken
Buchs	997	Lonstroff
Laufenburg	993	Kera-Werke
Beinwil am See	954	Tabakindustrie
Bremgarten	951	E. Hermann Comolli, Howisa
Möhlin	937	Bata
Seon	900	Textilfabrik Müller
Oberentfelden	891	Bürstenfabrik Walther
Oftringen	805	Papier- und Kartonfabrik, Plüss-Staufner
Niederlenz	798	Schweizerische Leinenindustrie
Rothrist	749	Papiersackfabrik
Wildeggen	671	Jura-Cement-Fabrik
Obersiggenthal	667	Oederlin
Suhr	667	Möbel Pfister, Baumann Maschinenfabrik
Gontenschwil	630	Aluminium AG Menziken

Tabelle 15 Die Tabelle verdeutlicht zum einen die grosse Industriedichte und die hohen Beschäftigtenzahlen der städtischen Zentren. Zum anderen lagen Fabriken dezentral verteilt in Dörfern, wo es Arbeitskräfte gab. Der Textilbetrieb der Gebrüder Fehlmann in Schöffland etwa führte Zweigbetriebe in Birrwil, Boniswil, Triengen, Büron, Staffelbach und Kirchleerau. Die Schuhfabrik Bally verteilte die Fabrikation im Aargau auf fünf Standorte – Schöffland, Aarau, Frick, Kulm, Villmergen. Quellen: Statistik Aargau; Datenbank industriegeschichte.ch.

ländern erschwerte 1945 den Export, und so produzierte das Eisen- und Stahlwerk Oehler in Aarau vorwiegend für den Inlandbedarf. Unter anderem erstellte es mehrere Skilifte, mit dem Hörnli-Skilift in Arosa damals die grösste und schnellste Anlage der Schweiz. Dafür steigerte die ebenfalls in Aarau domizilierte Firma Kern den Export. Vermessungsinstrumente und Feldstecher waren im Ausland gefragt, während die Lieferungen an die Schweizer Armee zurückgingen. Die Aarauer Glühlampenfabriken mussten Bestellungen aus dem Ausland wegen fehlenden Rohmaterials und Personals ablehnen. Und die BBC warnte in ihrem Jahresbericht 1945 vor einer reinen Produktionssteigerung: Ziel müssten vielmehr neue Produkte und Investitionen in Forschung und neue Maschinenanlagen sein. Angesichts der ausländischen Konkurrenz, die ihre Produktion mit neusten Maschinen aufbaue, würden die Schweizer Unternehmen ins Hintertreffen geraten.¹⁸¹

Ruf nach ausländischen Arbeitskräften

Die Unternehmen in der Textilindustrie hatten in der Kriegszeit wegen des Rohstoffmangels wenig Arbeit, und geschulte Arbeitskräfte wanderten in andere Branchen ab. Nach dem Krieg jedoch konnte auf Hochtouren produziert werden, die Tieflohnbranche forderte regelrecht den Zuzug von ausländischen Arbeitskräften. Die Hutgeflechtindustrie rund um Wohlen spürte die Konkurrenz der Textilbetriebe und der Landwirtschaft. Einen Arbeitermangel beklagten 1945 ebenso die Zigarrenfirmen im Wynental, und die Firma Bally suchte explizit nach Arbeiterinnen. Nur der BBC gelang es bereits in diesem Jahr, rund siebzig Berufsleute nach Baden zu holen, hauptsächlich aus Norditalien (siehe «Migration», S. 40).¹⁸²

Die Baukonjunktur zog an, es herrschte Wohnungsnot, da zwischen 1939 und 1945 kaum Wohnraum erstellt worden war. Der Kanton subventionierte 1946 mit 3,2 Millionen Franken Gesuche für 1170 Wohnungen. Das damit ausgelöste Bauvolumen belief sich auf über 37 Millionen Franken. Nach der Aufhebung der Zementrationierung im April 1946 verzeichneten die industriellen Bauvorhaben einen Rekordstand.¹⁸³ Doch die Arbeiter fehlten hier wie auch in der Industrie. Italien war 1946 das einzige Land, das Arbeitskräfte zur Verfügung stellte.

Mit Misstrauen begegneten die Gewerkschaften dem Zuzug ausländischer Arbeitskräfte. Sie befürchteten, dass die Anpassung der Löhne an die Teuerung verhindert würde. Es lag am Kanton, die Bewilligungen zu erteilen, und das kantonale Arbeitsamt führte bei Arbeitnehmer- und Arbeitgeberorganisationen eine Vernehmlassung durch: Bewilligungen wurden von berufsüblichen oder gesamtarbeitsvertraglichen Löhnen abhängig gemacht. Das war ein Steilpass an die Gewerkschaften, solche Regelungen überhaupt erst herbeizuführen, denn Gesuche um ausländische Arbeitskräfte wurden «einfach nicht behandelt, solange die Gewerkschaften nicht die Beendigung der Lohnverhandlung bestätigten», stellte der Arbeitgeberverband fest.¹⁸⁴

Gleichzeitig zog sich der Staat aus dem «Lohndiktat» zurück. Während der Kriegszeit hat-

te die Lohnbegutachtungskommission des Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartements über den Teuerungsausgleich entschieden. Sie stellte 1946 ihre Tätigkeit ein. Von nun an stützten sich die Verhandlungspartner auf den Lebenskostenindex.¹⁸⁵

Zeit der Streiks und der Arbeitsverträge

Mit allen Mitteln wehrte sich der Aargauische Arbeitgeberverband gegen jegliche Kollektiv- oder Gesamtarbeitsverträge. Er empfahl individuelle Lohnerhöhungen, generelle Lösungen seien zu vermeiden. Diese Strategie durchkreuzten die Gewerkschaften. Sie verglichen die Leistungen der verschiedenen Arbeitgeber, spielten die Firmen gegeneinander aus und drückten die besten Bedingungen eines Arbeitgebers bei den anderen durch.¹⁸⁶

Auch im Aargau verliefen die Lohnverhandlungen nicht immer friedlich.¹⁸⁷ Die für Jahrzehnte letzte grosse Schweizer Streikwelle brachten die Jahre 1945 bis 1948. An der Kundgebung des Zofinger Chemiarbeiterstreiks 1946 beteiligten sich gemäss bürgerlicher Seite rund 2000 Personen, gemäss Zahlen der Sozialdemokraten rund 6000. Die Arbeiter der Chemiefabriken Siegfried und Landolt forderten den seit vielen Jahren nicht mehr ausgerichteten Teuerungsausgleich, Minimalstandards bei Löhnen, Ferien und Feiertagsentschädigung sowie die Anerkennung der Gewerkschaft STFV (Schweizerischer Textil- und Fabrikarbeiterverband) als Interessenvertreterin der Arbeiterschaft. Die Fabrikanten wurden herausgefordert, ihre patriarchale Haltung aufzugeben und sich auf Verhandlungen einzulassen. Angesichts der hohen Gewinne der Unternehmen im und nach dem Krieg war die Arbeiterschaft nicht mehr bereit, schlechte Arbeits- und Lebensbedingungen einfach als schicksalsgegeben hinzunehmen, sondern prangerte dies als Ungerechtigkeit an. Der erfolgreiche Zofinger Streik markierte den Durchbruch für zukünftige sozialpartnerschaftliche Verhandlungslösungen.¹⁸⁸

So kam es 1947 im Aargau zum Abschluss von 16 Branchenverträgen und 24 Einzelverträgen von Textil- und Chemieunternehmen, zusätzlich zu den gesamtschweizerischen Arbeitsverträgen.¹⁸⁹ Nach einer groben Schätzung des Bundesamts für Industrie, Gewerbe und Arbeit unterstand 1947 etwas mehr als ein Drittel der Schweizer Arbeiterinnen und Arbeiter einem Gesamtarbeitsvertrag (siehe «Gewerkschaften», S. 345).¹⁹⁰

Schwierige Handelsgeschäfte in der Nachkriegszeit

1946 konstatierte die Aargauische Handelskammer eine «einschneidende Neuorientierung unserer Handelswege. [...] Die weltwirtschaftliche Lage hängt heute in Anbetracht der Machtstellung der Vereinigten Staaten entscheidend von diesem Lande ab». Die aargauische Hutgeflechtindustrie, die 98 Prozent ihrer Produkte im Ausland absetzte, galt im Aargau als Wirtschaftsbarometer für die Weltkonjunktur. Sie verzeichnete 1946 einen plötzlichen und massiven Bestellungenrückgang aus Amerika – eine Rezession kündigte sich an.¹⁹¹ Wegen Devisenmangel hatten europäische Länder

kaum Lebensmittel und Rohstoffe aus den USA bezogen und verstärkten damit eine bereits stotternde Entwicklung. Gegensteuer gaben 1947 die amerikanischen Hilfsprogramme für Europa, die zu höheren Agrarpreisen in den USA führten und einen Aufschwung der dortigen Industrie bewirkten. «Damit war ein Zusammenbruch der ersten Nachkriegskonjunktur verhütet», so die Aargauische Handelskammer.¹⁹² Im März 1948 unterzeichnete Präsident Harry S. Truman den Marshall-Plan, der weitere US-Milliarden für den Wiederaufbau Europas vorsah, welche bis 1949 für den Bezug lebenswichtiger Güter und Nahrungsmittel aus den USA oder anderen Ländern bestimmt waren.¹⁹³

Für die Schweiz brachte der Marshall-Plan keine Handelserleichterung. 63 Prozent des Güterexports musste mit Gegengeschäften durch Importe finanziert werden. So schilderte ein Aargauer Importeur seine Mühe, etwa Wein aus Portugal einzuführen, weil sich die Kompensation mit Textilien und Uhren als schwierig gestaltete; mit Spanien war erst gar kein Geschäft möglich.¹⁹⁴ Der Import nahm ab. Wegen dessen Verknüpfung mit dem Export befürchteten die Unternehmen den Verlust ihrer Absatzmärkte durch die ausländische Konkurrenz.¹⁹⁵ Erschwerend kam hinzu, dass die europäischen Länder eine Wirtschaftslenkung betrieben und zwischen «essential» oder «non-essential goods» unterschieden. Die BBC erwies sich in dieser schwierigen Zeit als «eigentliche Stütze des schweizerischen Aussenhandels». «Die rege Nachfrage nach ihren Produkten im Ausland [...] gab unseren Unterhändlern ein Mittel in die Hand, durch welches im Rahmen der Handelsvertragsverhandlungen auch anderen Industriezweigen weiterhin ein Export ermöglicht wurde.» Im Fahrwasser der Elektromaschinenindustrie konnten Unternehmen mit «non-essential»-Produkten ihre ausländischen Absatzmärkte halten. Der 1949 abgeschlossene Handelsvertrag mit Westdeutschland verbesserte schliesslich die Lage der Aargauer Textilindustrie schlagartig: «Der Warenhunger unseres nördlichen Nachbarn leerte die Lager in Spinnerei und Weberei innert kurzer Zeit.»¹⁹⁶

Koreakrieg: Umstellung auf Rüstungskonjunktur

Nach drei guten Nachkriegsjahren erlitt die schweizerische Wirtschaft 1949 einen Rückschlag, die Aargauische Handelskammer sprach von einer Normalisierung der stürmischen Konjunktur.¹⁹⁷ Die Arbeitslosigkeit stieg leicht an. Dazu trug bei, dass aus dem Aargau rund 2200 ausländische Arbeitskräfte heimgeschickt wurden.¹⁹⁸

Wie stark die Weltpolitik das Wirtschaftsgeschehen im Aargau bestimmte, zeigte die Krise im Juni 1950 zu Beginn des Koreakriegs. Die Aargauer Wirtschaft stellt auf Rüstungskonjunktur um: Die Stahlbauunternehmen und Kesselschmieden von Zschokke (Döttingen) und Wartmann (Brugg) erhielten Aufträge für Tanklager von flüssigen Brennstoffen, Hero (Lenzburg) legte Pflichtlager für Zucker an, die Versorgung mit Weissblech blieb jedoch ihre Hauptsorge. Nachdem die Konjunktur im ersten Halbjahr geschrumpft war, wurden im weiteren Jahresverlauf Warenlager aufgefüllt, es kam zu

Preiserhöhungen und Umsatzsteigerung.¹⁹⁹ Hauptsächlich die Metall-, Maschinen- und Textilindustrie spürte das Wiederaufrüsten im Ausland durch vermehrte Aufträge. Die Koreakrise führte zudem die existenzielle Bedeutung der Schweizerischen Sodafabrik (Zurzach) vor Augen, welche als Einzige den für die Industrie lebenswichtigen Grundstoff Soda produzierte und zuvor unter Druck geraten war, als ausländische Lieferanten ihre Überschüsse günstig in der Schweiz abgesetzt hatten.²⁰⁰

Wirtschaft im Bann der Zölle

In der Zwischenkriegszeit hatte sich in der Schweiz eine duale Wirtschaftsstruktur durchgesetzt. Unternehmen setzten ihre Güter entweder auf dem geschützten Binnenmarkt ab oder exportierten diese. Verschiedene Wirtschafts- und Branchenverbände sicherten sich den Binnenmarkt mit wirtschaftspolitischen Massnahmen wie Zöllen, Normen und Kartellen (z. B. Bierkartell, Zementkartell).²⁰¹ Den Abbau von Handelsbeschränkungen und die Liberalisierung des Zahlungsverkehrs hingegen verfolgte die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, welcher die Schweiz 1948 beitrug. 1958 wurden die Karten mit dem provisorisch erfolgten Beitritt zum Allgemeinen Zoll- und Handelsabkommen neu gemischt.²⁰² Die Aargauische Handelskammer erkannte, dass der Konjunkturverlauf im Kanton Aargau «unzweifelhaft mit der allgemeinen Wirtschaftslage der westlichen Länder zusammen[hänge]», und konstatierte, dass mit der nun erreichten Liberalisierung beim internationalen Gütertausch dem Zoll ein viel grösseres Gewicht zukomme als bisher. Als Verlierer sahen sich die Bürstenfabriken (Bürstenfabrik Walther, Hinnen & Cie), und die Aargauer Möbelproduzenten klagten, wegen zu hoher Zollschränken kaum Chancen zu haben, ihre Produkte im Ausland abzusetzen.²⁰³ Von prohibitiv wirkenden Zöllen sprach der Jagd- und Sportwaffenfabrikant Hämmerli in Lenzburg. Um den Marktanteil im Raum der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) halten zu können, baute er ab 1959 eine Tochterfabrik in Deutschland auf.²⁰⁴

Die Bildung der EWG bedeutete für deren Mitglieder den Abbau von Handelsschranken und den Aufbau eines gemeinsamen Markts mit 270 Millionen Konsumentinnen und Konsumenten – ohne Schweizer Beteiligung. Als Antwort auf die EWG-Gründung 1957 forcierte die Schweiz die Bildung der EFTA, der Freihandelszone mit Dänemark, Grossbritannien, Norwegen, Österreich, Portugal und Schweden. Mit der EFTA versprach sich die Schweiz den Zugang zu einem Markt von achtzig Millionen Einwohnerinnen und Einwohnern.²⁰⁵ Trotz günstigerer EFTA-Zölle blieb die EWG mit Deutschland der wichtigste Handelspartner für die Aargauer Exportindustrie (siehe «Forstwirtschaft», S. 309).²⁰⁶

Neuer Konjunkturträger: Konsum

Ab Mitte der 1950er-Jahre veränderte das gestiegene Realeinkommen das Kaufverhalten spürbar. Der Detailhandel registrierte nicht nur einen Mehrkonsum, sondern zusätzlich eine «erhebliche»



272 Flugaufnahme von Menziken und Reinach, 1945. Die Industrialisierung wandelte den Charakter der Aargauer Landschaft. Industriebauwerke mit Hochkaminen und ausgedehnte Wohnquartiere prägen das Erscheinungsbild des industriellen Aargaus.



273 Flugaufnahme der Jura-Cement-Fabrik Wildeggen, 1948. Die zentrale Lage mit Bahnanschluss und der Rohstoffreichtum des Jura-Gebirges führten zur Ansiedlung von Zementwerken in Wildeggen, Holderbank und Würenlingen. Problematisch waren die Schadstoffe in den Rauchfahnen, welche sich in hoher Höhe verteilten, bis der Einbau von Filtern 1964 gesetzlich vorgeschrieben wurde.



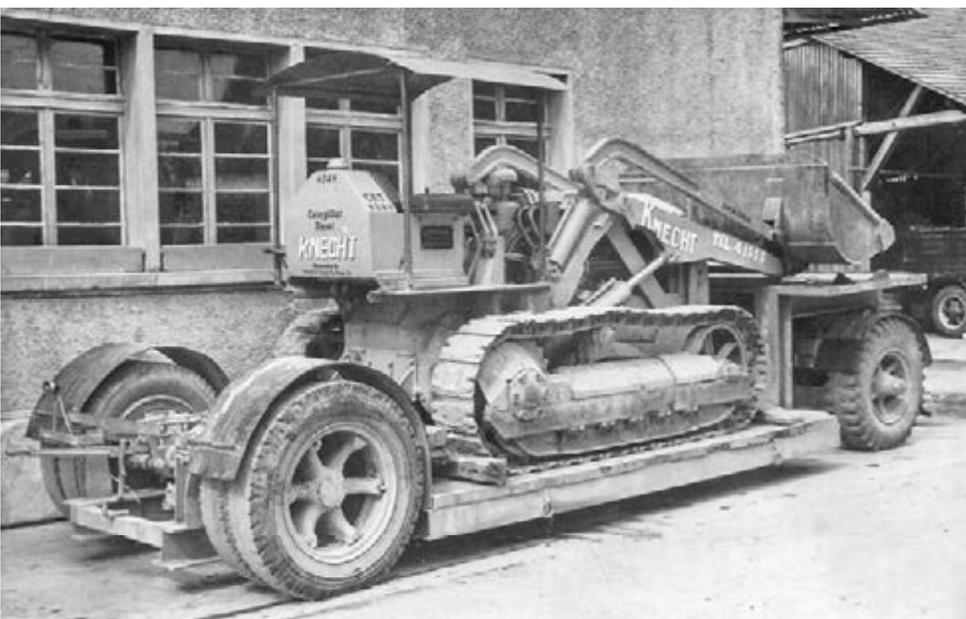
274 Streikende mit Banner, Juli 1946. Der Zofinger Chemiearbeiterstreik endete nach 16 Tagen mit einem grossen Erfolg für die Arbeiterschaft. Nach dem Krieg ging es nicht mehr an, schlechte Arbeits- und Lebensbedingungen als schicksalsgegeben hinzunehmen. Ein Kollektivvertrag und die Anerkennung der Gewerkschaft beendeten die Willkürbehandlung der «Herren-Fabrikanten-Monarchen».



275 Zahnbürstenfabrikation bei Walther Bürsten in Oberentfelden, 1960er-Jahre. Nicht alle Interessen konnten bei Zollverhandlungen gleich stark berücksichtigt werden. 1958 bestätigte die Handelskammer, dass die Bürstenindustrie benachteiligt worden war.



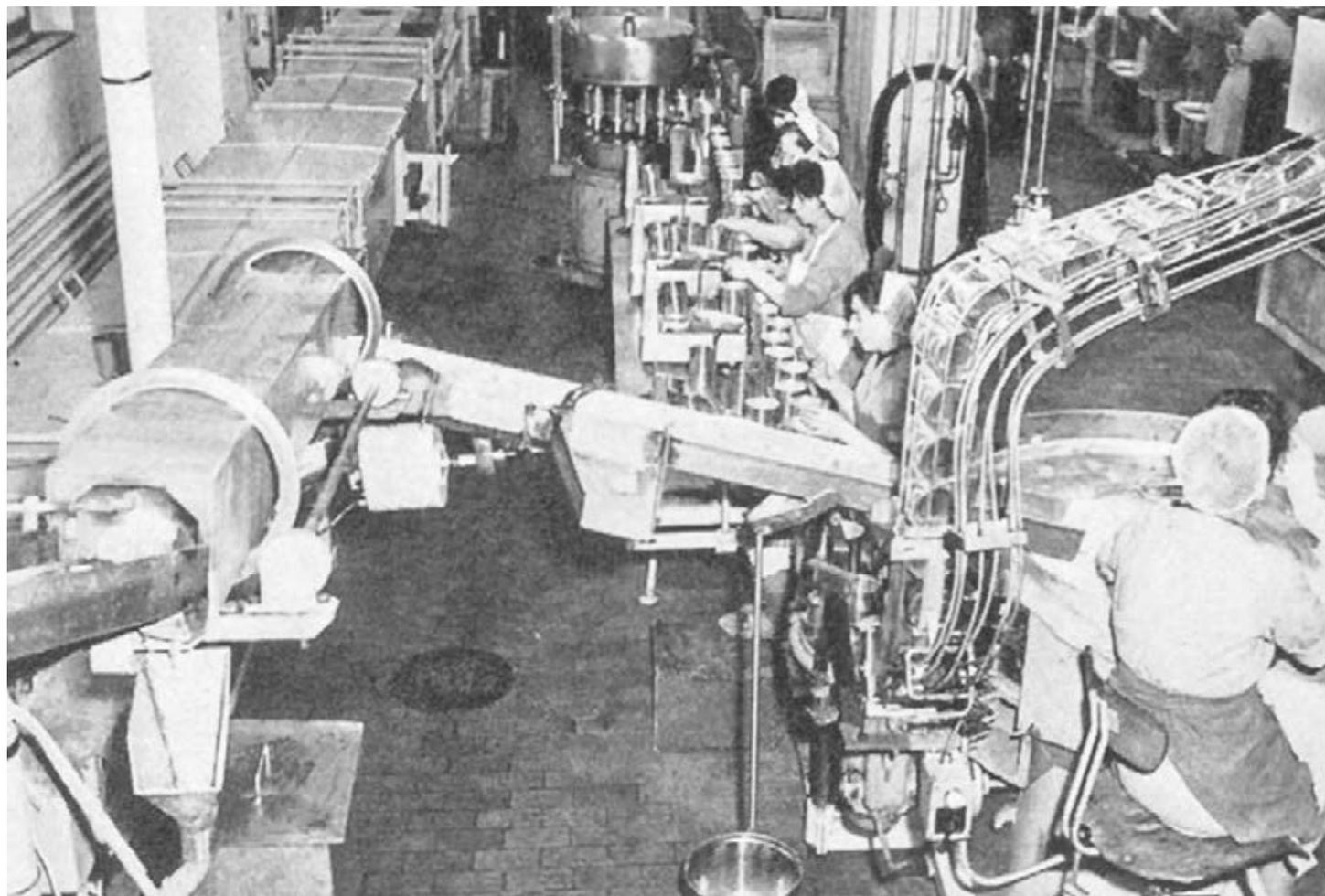
276 Safenwil, 1965: Der Autohandel spürte die Reallohnerhöhung deutlich. Immer mehr Leute leisteten sich ein Auto, auch auf Pump. Im Aargau gab es drei Automobil-Grossimporteure mit einem Autolager: Amag in Schinznach-Bad, Emil-Frey AG in Safenwil und Ford in Rothrist.



277 Mechanisierung beim Bau: der erste Caterpillar-Trax auf einem Anhänger Marke «Eigenbau» der Windischer Firma Knecht, 1952. In den 1950er-Jahren schafften sich Transportunternehmen einen Trax an und erweiterten damit ihr Geschäftsfeld. So kaufte etwa die Firma Häfeli-Brügger den ersten Trax in der Region Klingnau im Jahr 1956.



278 Verarbeitung von Kirschen bei Hero in Lenzburg, um 1964. Die Erntezeit ist kurz, und die Früchte sind empfindlich. Trotz leistungsfähigen neuen Einrichtungen brauchte es viel Handarbeit – die Förderbänder waren von Frauen gesäumt. Hero zählte damals zu den 15 bedeutendsten Industrieunternehmen der Schweiz.



279 Ravioli-Abfüllanlage, um 1964. Nach Kriegsende rationalisierte Hero laufend die Produktion mit Einrichtungen wie Fließbändern, elektronischen Steuerungs- und Kontrollanlagen, hydraulischen Transporteinrichtungen für Früchte sowie Schwemmkanal und Rohrleitungsnetz oder Hubstapler in Fabrikations- und Lagerhallen.



280 Keine Wegwerfhäuser in Gebenstorf, 1967. Das Schweizer Fernsehen interviewte BBC-Direktor Gottfried Bütikofer (1923–1989) und den Architekten zur neuen Leichtbauweise mit Eternitfassadenplatten. Der Rohbau stand innert zweier Tage – in Zeiten von Arbeitskräftemangel ein wichtiger Faktor.



281 Preiswertes Haus für die kinderreiche Familie, Anfang der 1960er-Jahre. Der Katalog «Wevo-Fertighaus» empfahl hierzu speziell den Ausbau des Dachstocks mit zwei bis vier Zimmern und einem WC.



Montage eines Wevo-Fertighauses

Teilansicht der Fabrikationshalle

282 Wevo-Fertighaus-Katalog Anfang der 1960er-Jahre. Durch Vorfabrikation in der trockenen Halle und eine beschränkte Auswahl von Normtypen gelang es Werner Vögeli (*1926), in Leibstadt günstig und schnell Fertighäuser aufzustellen. Die Holzplatten lieferte die ortsansässige Firma Thermopal.

Konsumverlagerung: Dauerhafte Güter wie Möbel, Küchengeräte oder Autos rückten in Reichweite der Angestellten und allmählich auch der Arbeiter. Die auch statusbildende Funktion des Konsums beschrieb ein Aargauer Unterwäscheunternehmen 1955: «Waschmaschinen, Kühlschränke, Autos, Roller, Kosmetik, Coiffeur und nicht zuletzt der verfeinerte Ess-Standard drücken aufs Haushaltungsbudget. Während die Oberbekleidung den «run» mitmacht, da man sich ja immer besser kleiden muss, leidet die Damenwäsche unter dieser Entwicklung. Es spielt keine Rolle mehr, wie man «darunter» angezogen ist. Hauptsache: dass man mit dem wenigen Geld, das nach Bezahlung der Raten übrig bleibt, noch ein Nachthemd oder Pyjama kaufen kann» (siehe «Unterwäsche», S. 394f.).²⁰⁷

Spürbar wurde nun ein neuer Luxus, da der Konsument nach «feineren Qualitäten» verlangte, sich eine Kinderzimmerausstattung bei Wisa-Gloria (Lenzburg) leistete oder den Kauf eines Autos schneller ins Auge fasste. 1959 stellte die Amag (Schinznach-Bad) fest: «Fuhr man früher ein Auto während sieben bis zehn Jahren, so schaffte man sich nun nach zwei bis vier Jahren ein neues Auto an.» Und durch den Occasionshandel gelang auch einer finanzschwächeren Käuferschaft die Teilhabe an der Mobilität.²⁰⁸

Die Hochkonjunktur der 1950er-Jahre führte zu Rationalisierungsinvestitionen und Kapazitätsaufbau in der Industrie, die steigende Kaufkraft der breiten Bevölkerung zur Ausweitung der Konsumgüterherstellung. Zu den drei bisherigen Konjunkturträgern – dem Export, der Bauwirtschaft und den Investitionsgütern – zählte die Handelskammer 1960 ein neues Standbein: den Konsum.²⁰⁹

Vor einer Umstellung auf reine Massenproduktion hingegen warnte die Handelskammer. Die Vereinigten Staaten hätten während des Zweiten Weltkriegs systematisch ihre Wirtschaft auf die Befriedigung von Massenbedürfnissen ausgerichtet. In der Schweiz funktioniere das nicht, im 19. Jahrhundert sei man gezwungen gewesen, Güter zu produzieren, welche trotz Transportkosten und hohen Auslandszöllen Gewinne versprachen. Darauf sei die Schweizer Handelspolitik ausgerichtet. Eine Umorientierung auf Massenbedürfnisse sei schwierig und der Schweizer Binnenmarkt zu klein.²¹⁰

Rationalisierung von Handarbeit

Bis in die frühen 1970er-Jahre verstand man unter innovativem Handeln Rationalisierung und Standardisierung.²¹¹ Mit maschineller Fertigung galt es einerseits, den Mangel an Arbeitskräften und Lohn erhöhungen auszugleichen, andererseits hiess es, durch grössere Stückzahlen (tiefere Stückgutkosten, grössere Marktabdeckung, kurze Lieferfristen) konkurrenzfähig zu bleiben oder auf Innovationen zu reagieren. Hero testete in der Schweiz neue maschinelle Verfahren, die sie danach in ihren Auslandsniederlassungen einführte. Ausgerechnet in der Hochkonjunktur führten diese Investitionen aber zu einer noch höheren Auslastung der Fabriken. Die von Oehler (Aarau) produzierten elektrischen Hubstapler und Transportbänder rationalisierten andernorts innerbetriebliche Abläufe, das Unternehmen selbst nahm 1955 einen weiteren

6-Tonnen-Schmelzofen in Betrieb, um die Kapazität zu erhöhen, und stellte zusätzliche Fremdarbeiter ein. Viel Kapital investierte die Aluminium AG Menziken in eine komplett neue Fabrikationsanlage für neue Produkte, die 1957 ebenso zum Ausbau der Beschäftigtenzahl führte.²¹² Unter den Begriff «Rationalisieren» fielen auch die Normierung und die Sortimentsbeschränkung, die Reduktion auf weniger Artikel, dafür diese mit höheren Stückzahlen.²¹³ Die Aarauer Elektrofirma Sprecher + Schuh hatte in den 1950er-Jahren Lohnerhöhungen durch mehr Umsatz ausgeglichen, ab 1960 setzte das Unternehmen auf raffiniertere Konstruktionen und Planung, um die Produktionskosten zu senken – und brauchte dafür mehr Techniker, auch aus dem Ausland.²¹⁴ Einen anderen Weg schlug die Möbelbranche ein: Bedrängt durch günstige Importe, suchte sie den Ausweg für eine rationellere Fertigung in der Arbeitsteilung zwischen den einzelnen Betrieben.²¹⁵

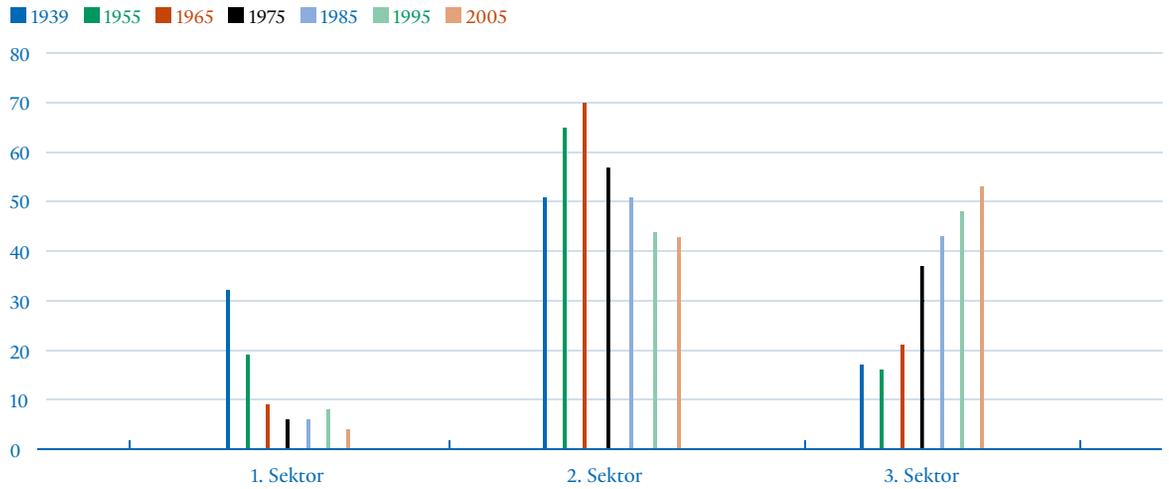
Effizientere Bauweise

Wie in der Landwirtschaft steigerten die Mechanisierung und die Motorisierung im Hoch- und Tiefbau die Produktivität. Ein Geschäftsfeld tat sich für Transportunternehmen auf, welche sich die ersten Trax-Laderaupen anschafften.²¹⁶ Eine neue Bauweise setzte sich durch mit Vorfabrikation und neuen Planungsinstrumenten. Dazu kamen Generalunternehmer, welche Bauten zu Festpreisen erstellten, indem sie Organisation, Terminplanung und Arbeitsvergebung übernahmen.²¹⁷ Vorfabrizierte Leichtbauelemente kamen nicht nur bei Industrie- und Gewerbebauten mit grossflächigen Konstruktionen zur Anwendung, sondern nun auch im Wohnungsbau. Als neue Firma liess sich 1960 in unmittelbarer Nähe zur Jura-Cement-Fabrik die auf Vorfabrikation und Spannbeton spezialisierte Element AG in Veltheim nieder.

Die BBC erstellte 1967 für ihre Betriebsangehörigen in Gebenstorf eine Siedlung in Leichtbauweise, innert zweier Tage war jeweils ein Haus im Rohbau errichtet.²¹⁸ Als beispielhaft galt der Zusammenschluss von zehn Firmen zur Industriellen Wohnbaugenossenschaft Frick: In nur acht Monaten gelang es 1968, drei Häuser mit 48 günstigen Mietwohnungen für die Belegschaft zu erstellen. Dazu verwendete man vorfabrizierte Baumaterialien, setzte Netzplantechnik für Planung und Bau ein und unterschritt dank elektronischer Datenverarbeitung bei der Baukostenabrechnung die budgetierte Bausumme (siehe «Wohnsiedlungen», S. 95).²¹⁹

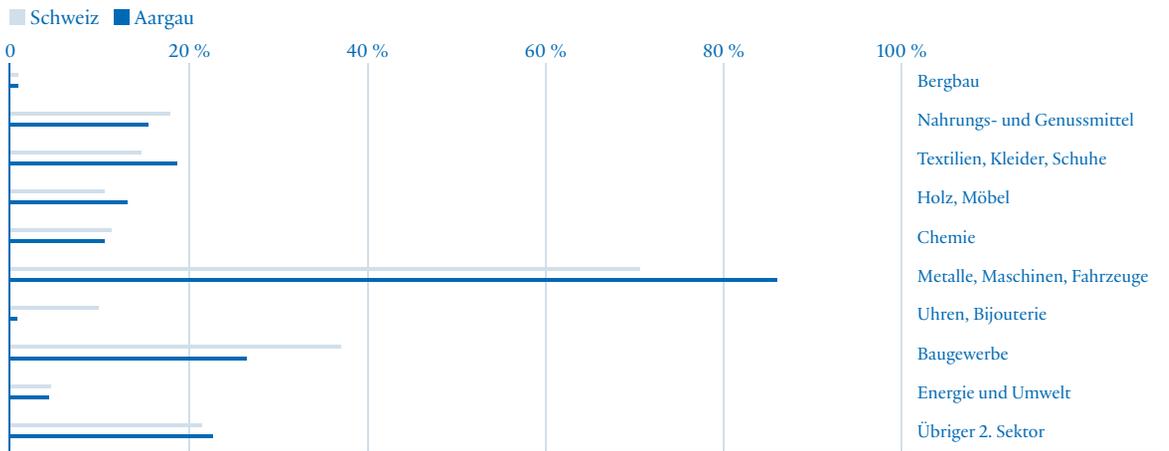
Grafik 52

Beschäftigte nach Sektoren 1939–2005 (in Prozent)



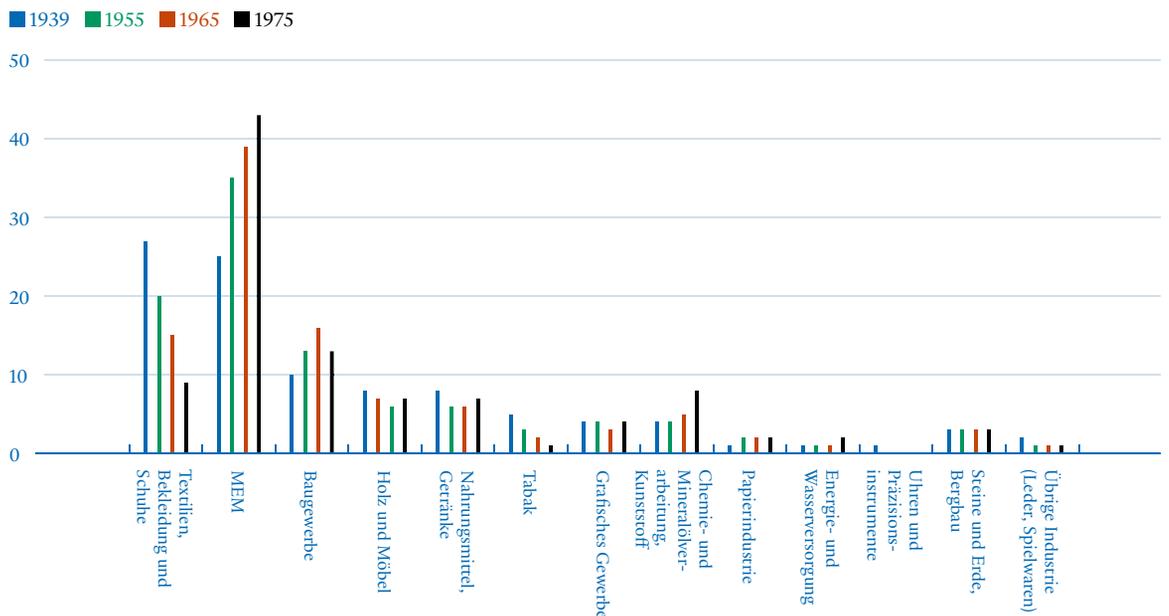
Grafik 53

Industrievergleich Aargau–Schweiz 1975 (in Prozent)



Grafik 54

Beschäftigte nach Branchen im Aargau 1939–1975 (in Prozent)



Grafik 52 Der hohe Anteil der Beschäftigten in der Industrie prägte das Selbstverständnis des Kantons als Industriekanton und Werkplatz der Schweiz. 1965 konnten siebzig Prozent aller Arbeitsplätze im zweiten Sektor verortet werden. Der Aargau galt 1970 als finanzstarker Kanton und erhielt deswegen weniger Ausländerkontingente zugeteilt, als es seiner Grösse entsprochen hätte. Quelle: Statistik Aargau.

Grafik 53 Die Branchenvielfalt des Aargaus bildet nahezu die Schweizer Verhältnisse ab. 1975 wiesen die Textilindustrie, die Holz-, Möbel- und insbesondere die Maschinen- und Metallindustrie einen höheren Anteil als der schweizerische Durchschnitt auf. Die Uhrenindustrie war im Aargau kaum vertreten, die sehr bedeutende Baubranche wies im Aargau weniger Beschäftigte auf. Quelle: Statistisches Amt Aargau, Betriebszählung 1975, Heft 33.

Grafik 54 Eine überragende Bedeutung kam im Aargau der Maschinen-, Elektro- und Metallindustrie (MEM) zu. Die Textilindustrie baute laufend ab, während die Kunststoff- und Chemiebranche neue Arbeitsplätze schuf. Quelle: Statistik Aargau.

Neue Schwergewichte im Aargau

In den zwanzig Jahren nach dem Krieg beruhte das Wirtschaftswachstum des Kantons auf dem zweiten Sektor. Die Zahl der Beschäftigten verdoppelte sich von 63 000 auf 123 000. Siebzig Prozent aller Berufstätigen im Aargau arbeiteten 1965 in der Fabrik, auf dem Bau, im produzierenden Gewerbe – so viel wie nachher nie mehr. Ein Höhepunkt, der zusammenfiel mit dem Ausscheiden neuer Industriezonen, dem Bau von Fabriken entlang der nun entstehenden Autobahnen sowie dem Vorstossen der Basler Chemie- und Pharmaindustrie ins Aargauer Rheintal. Die gleichzeitige Restrukturierung und Mechanisierung in der Landwirtschaft (siehe «Motorisierung», S. 295) setzte Arbeitskräfte frei, die in der Industrie hoch willkommen waren. Doch der Zuwachs von rund 60 000 Stellen bedingte in erster Linie den Zuzug von Fremdarbeitern: 1965 waren es die rund 40 000 ausländischen Arbeitskräfte, die das aussergewöhnliche Wirtschaftswachstum im industriellen Sektor ermöglichten.²²⁰

Im Vergleich mit anderen Kantonen hatte sich im Aargau eine Vielfalt an Branchen in verschiedenen Regionen entwickelt, eine Diversifizierung, die sich in Krisenzeiten durch geringere Arbeitslosigkeit positiv auswirkte. Waren etwa für den Kanton Solothurn die Papierherstellung (Attisholz, Biberist), die Schwerindustrie (Von Roll), die Schuhproduktion (Bally) oder die Uhrenindustrie prägend, bot der Industriemix des Aargaus 1975 ein Abbild der schweizerischen Verhältnisse mit kleinen Abweichungen: praktisch keine Arbeitsplätze in der Uhrenindustrie, dafür einen Akzent bei der Textilindustrie und einen grösseren Schwerpunkt bei der exportorientierten Maschinen-, Metall- und Elektroindustrie. Eine Besonderheit waren die im Aargau angesiedelte Geflecht- und Tabakindustrien, die bis in die 1960er-Jahre den Arbeitsalltag in der Region prägten.

Aargauer Spezialität: Hutgeflechtindustrie

Im Freiamt und im Seetal florierte seit dem 19. Jahrhundert die Geflechtindustrie mit Wohlen als Zentrum. 1949 beschäftigten rund 25 Firmen 1796 Personen in dieser Tieflohnbranche. Sie bot in jenen Jahren das aussergewöhnliche Bild, dass aus den umliegenden Dörfern über 550 Frauen am Bahnhof Wohlen eintrafen, während 400 Männer auswärts ihren Verdienst fanden.²²¹ 1958 meldete der Verband Aargauischer Hutgeflechtfabrikanten mit zwanzig Millionen Franken den tiefsten Umsatz seit zehn Jahren, Japan war zum schärfsten Konkurrenten aufgestiegen. Eine darauffolgende kleine Hausse stabilisierte die Beschäftigung, 1964 fanden sich 1369 Personen auf den Lohnlisten dieses Industriezweigs. Doch 1967 brach der Export um ein Drittel ein. Mit ein Grund war, dass sich die hutlose Mode in den 1960er-Jahren durchsetzte. Damit veränderte sich die Industrielandschaft des Freiamts.²²² Zahlreiche Unternehmen gaben auf oder stellten ihre Produktion um auf Litzen und Kordeln für Verpackungen, Lampenschirme, Kleiderbesetzartikel.²²³

Die Hutgeflechtproduzenten waren in den 1920-Jahren Pioniere in der Verwendung künstli-

cher Rohmaterialien gewesen und wussten das damals neu erfundene Cellophan für sich zu nutzen.²²⁴ Aus Zulieferbetrieben für die Hutgeflechtindustrie entstanden neue Unternehmen im Kunststoff- und Verpackungsbereich (1935 Firma Cellpack, Wohlen). Als sich der Verband Aargauischer Hutfabrikanten 1974 auflöste, gab es noch einen Mittel- und einen Kleinbetrieb, die sich das verbliebene Exportvolumen teilten. 1992 übernahm die Villmerger Geflechtfabrik Tressa AG die alteingesessene Firma Jacob Isler & Co. AG, Wohlen. Von der einst blühenden Strohindustrie überlebte ein Betrieb. Das Strohmuseum in Wohlen erinnert seit 1976 an die Branche.²²⁵

Textilindustrie: Kampf um einen Platz an der Sonne

Bis auf die Stickerei- (etwa St. Gallen) und die Seidenindustrie (etwa Basel und Zürich) war im Aargau das gesamte Spektrum an textiler Produktion der Schweiz vertreten. Typisch waren die Baumwollbandfabrikation und die Wollindustrie.²²⁶ Der Schwerpunkt der Textilindustrie lag im Bezirk Zofingen, dazu kamen die Standorte der Spinnereien/Webereien, welche sich im 19. Jahrhundert an den grossen Flüssen im Aargau niedergelassen hatten. War die Textilindustrie im 19. Jahrhundert die Leitindustrie, lief ihr die Maschinenindustrie im 20. Jahrhundert den Rang ab.

Nach dem Zweiten Weltkrieg stagnierte die Beschäftigtenzahl bis 1965. Die Zahl der Betriebe ging zurück.²²⁷ Die Schilderungen in den Jahresberichten der Aargauischen Handelskammer zeichnen ein differenziertes Bild jener Jahre. Schwierigkeiten brachten Innovationen: Der aus Amerika kommende Nylonstrumpf bedrängte die bestehenden Strumpffabriken. Erst nach 1951 waren Rohmaterial und Maschinen in der Schweiz erhältlich, und dieses Geschäftsfeld musste ohne Zollschutz aufgebaut werden.²²⁸ Im Aargau gehörten die Betriebe ab Mitte der 1950er-Jahre zu einer «schwächelnden Branche». So berichtete die Schweizerische Leinenindustrie (Niederlenz) 1955 von einer Ausdehnung der Produktion ohne Mehrertrag.²²⁹ Ende der 1950er-Jahre kam die Textilindustrie weiter unter Druck: In allen Industrieländern habe eine Kapazitätsausweitung stattgefunden, registrierte die Handelskammer 1958, vor allem die Tiefstpreise für Produkte aus dem Fernen Osten stellten «eine wahre Heimsuchung» dar.²³⁰ Die abnehmende Bedeutung der Textilindustrie, die sich als «Stiefkind» behandelt fühlte, zeigte sich zum Beispiel bei den Zollverhandlungen im Rahmen der Kennedy-Runde 1967, als sie gegenüber der Maschinen-, der Chemischen und der Uhrenindustrie das Nachsehen hatte.²³¹

Die Maschinsäle von Spinnereien und Webereien leerten sich. Vollautomatisierte Einrichtungen reduzierten die Personalbestände, während der Ausstoss sich vergrösserte. Dieser Industriezweig hatte sich von einer personal- zu einer kapitalintensiven Branche gewandelt. Ein Arbeitsplatz erforderte 1964 eine Investition von 500 000 Franken.²³² Dazu kam, dass der Maschinenpark nicht mehr von Hilfsarbeitern bedient werden konnte, sondern Fachkräfte brauchte, die eingearbeitet werden mussten. Sinkende Margen, hohe Kapi-

Strukturwandel im Stumpenland

Die Produktion von Zigarren (Stumpen) in den Gemeinden Beinwil, Reinach, Menziken und Burg seit dem 19. Jahrhundert verlieh der Region ihren Namen: Stumpenland. Nach dem Zweiten Weltkrieg war die Tabakindustrie mit 3147 Beschäftigten ein bedeutender Erwerbszweig im Aargau. Sie stellte fünf Prozent aller Arbeitsplätze im zweiten Sektor. Der in den folgenden sechs Jahrzehnten stattfindende Konzentrationsprozess reduzierte einen Industriezweig mit ursprünglich 69 Betrieben auf zwei Unternehmen (Villiger Söhne AG in Pfeffikon/LU und Burger Söhne AG in Burg).

Strukturerhaltend hatte sich zunächst die vor dem Krieg eingeführte Kontingentierung des Rohabzugs ausgewirkt, welche den

kleinen und mittleren Betrieben ihre Existenz sicherte und die Expansion der grössten Unternehmen, Villiger Söhne AG und Burger Söhne AG, beschränkte. Bis 1958 galt diese Mengenzuteilung, dennoch verschwanden bis 1955 17 Betriebe respektive ein Viertel aller Unternehmen. In den folgenden Jahren gaben weitere 13 Betriebe auf. Erst nach 1955 startete die Branche Versuche, Handarbeit durch Maschinen zu ersetzen.¹ Bezüglich technischen Stands war die Schweizer Zigarrenindustrie damals eine der rückständigsten in Europa. Die tiefe Besteuerung in der Schweiz bot lange einen Konkurrenzvorteil gegenüber dem Ausland, verhinderte dadurch aber Innovationen.² Kleinfabrikanten konnten sich weder teure Einrichtungen leisten, noch gelang es ihnen, ihr Fabrikat zu einem Mar-

kenartikel mit entsprechender Werbung zu entwickeln. Der erneute Einbruch nach 1970 ging auf ein verändertes Konsumverhalten zurück – Stumpenrauchen war out, die Zigarette in. Damit standen auch mittelgrosse Firmen vor dem Aus. Die grossen Hersteller überlebten, weil sie Konkurrenz aufkauften und sich deren Marktanteil und Kontingent in der Schweiz gesichert hatten. Vor allem erreichten sie ab Ende der 1980er-Jahre eine internationale Expansion und Marktführerschaft durch Zukäufe im Ausland.³

1 BAH 1956, 67.

2 Steigmeier, Blauer Dunst 2002, 36.

3 Steigmeier, Blauer Dunst 2002, 35–39.

283 Opal-Zigarrenfabrik A. Eichenberger-Bauer, Beinwil am See. Der Maschinenpark Mitte der 1960er-Jahre zeigt die Mechanisierung der Wickelproduktion. Doch in den Zigarrensälen waren noch immer viele Frauenhände am Werk bei der Verarbeitung des Halbfabrikats zu Zigarren, Stumpen oder Zigarillos. Junge Italienerinnen ersetzen die ausscheidenden älteren Schweizer Arbeiterinnen.



talkosten, wenig Aussicht auf langfristige Gewinne und ein zunehmend veralteter Maschinenpark führten ab Mitte der 1980er-Jahre vor allem bei familiengeführten Unternehmen zur Schliessung.²³³

Bekleidungsindustrie: Maxikosten, Minipreise, Midiaussichten

Bis in die 1960er-Jahre verzeichnete die Konfektion einen sehr guten Geschäftsgang, ab Mitte der 1970er-Jahre setzte der Rückgang ein.²³⁴ Der Wandel in der Bekleidungsindustrie war vielschichtig: Anfänglich profitierten die Betriebe von der Kaufkraftsteigerung, doch stiegen auch die Ansprüche der Kundschaft. Die Nachfrage nach modischen Kleidern bedeutete, jedes Jahr mit Neuigkeiten aufzuwarten. Unterwäsche war nicht mehr weiss, sondern bunt (siehe «Konsum», S. 394f.). Ab Mitte der 1960er-Jahre führte die Veränderung im Detailhandel zu Neuausrichtungen und Sortimentsänderungen. Kleine «Bonneteriegeschäfte» schlossen, die Unternehmen mussten sich auf neue Absatzkanäle einstellen. Abnehmer waren Warenhäuser wie Manor oder Detailhandelsorganisationen wie die Migros.²³⁵ Doch Stapelartikel, welche den Betrieben eine Grundaustattung geboten hatten, wurden zunehmend importiert, und die Fertigung von modischen Kleinserien war aufwendig. «Gegen Konkurrenz von Billigstpreisländern wie Hongkong, Macao, Formosa, Südkorea mit gleichen Produkten ankämpfen zu wollen, ist zu einem Gefecht mit ungleich langen Spiessen geworden, [liegt] das Lohnniveau in der Schweiz [doch] bis zu 50 Prozent höher», hiess es 1972 im Bericht der Handelskammer.²³⁶ Der hohe Frankenkurs setzte der Textilindustrie 1974 massiv zu, im Ausland brach der Markt zusammen, den man in langjährigem Einsatz «mühsam aufgebaut» hatte.²³⁷ Der Bund stützte die Schweizer Textilindustrie mit der Vergabe von Armeeaufträgen, wie dem sogenannten Gnägi-Leibchen.²³⁸ Doch wer preislich mithalten wollte, lagerte die personalintensive Konfektion ins Ausland aus.²³⁹ Die Aargauer Textilhochburg Zofingen spürte den Niedergang am deutlichsten: Im Jahrzehnt von 1970 bis 1980 verzeichnete der Bezirk einen Bevölkerungsrückgang von 3,5 Prozent. Von 245 Betrieben mit 7200 Beschäftigten (1985) gab es im Aargau zwanzig Jahre später (2005) noch 127 Unternehmen mit 1500 Beschäftigten. Unternehmen hielten sich mit Spezialisierungen im technischen Bereich oder mit der Positionierung im Hochpreissegment und im Export.²⁴⁰ Eine weitere Strategie war die Spezialisierung auf Kleinserien oder der Ausbau im medizinischen Bereich mit Fokus auf Verbandstoffe.²⁴¹ Als Pionier der ökologischen Textilveredelung machte sich die Johann Müller AG in Strengelbach einen Namen.²⁴²

Holzindustrie im unteren Aaretal

Die ersten Betriebe im unteren Aaretal entstanden bereits im 19. Jahrhundert. Sie produzierten etwa Zigarrenkisten in Klingnau oder Bugholzstühle in Koblenz. Nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelte sich die Region zur Hochburg der Holzverarbeitung mit namhaften Produzenten von Tischen, Stühlen, Büromöbeln, Polstermöbeln, Spanplatten

oder Sperrhölzern. Einige Betriebe waren durch die Trennung von Geschäftspartnern entstanden, welche im gleichen Produktsegment tätig waren und in der Zeit der Hochkonjunktur gute Absatzmöglichkeiten fanden.²⁴³ Noch im Zweiten Weltkrieg hatte die Firma Keller & Co. AG in Klingnau den Probetrieb zur Herstellung von Spanplatten aufgenommen, eine Erfindung des Schweizer Ingenieurs Fred Fahrni (1907–1970). Die neu gegründete Firma Novopan AG produzierte 1947 als erste Spanplattenfabrik der Welt stabile, spannungsfreie Holzplatten. Auf allen Kontinenten entstanden Spanplattenbetriebe nach «Klingnauer Vorgabe», denn die Spanplatten erlaubten das Verwerten von minderwertigem Industrieholz.²⁴⁴ In Leibstadt siedelte sich 1961 mit der Firma Thermopal AG das zweite grosse Spanplattenwerk im Aargau an.²⁴⁵ 1977 entfielen sechzig Prozent der gesamtschweizerischen Spanplattenproduktion auf diese zwei Werke.²⁴⁶ Innovativ wirkte auch Albert Stoll (1909–1999) in Koblenz, der zusammen mit der von ihm gegründeten Giroflex Entwicklung AG das Bürostuhldesign revolutionierte und mit einer Tochterfirma in Brasilien auch den internationalen Markt bediente.²⁴⁷ 1965 überraschten die Gründer der Firma de Sede AG den Markt mit Kreationen aus Leder, einem bis dahin in der Möbelbranche selten verwendeten Material. Der Ausbau der Marke de Sede of Switzerland bewies, dass Möbel aus dem unteren Aaretal nicht nur Gebrauchsgegenstände waren, sondern weltweit Anklang fanden als Teil der Innenarchitektur.²⁴⁸

Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Holz- und Möbelindustrie im Kanton war gross: Gemäss Betriebszählung 1939 stellte die Branche acht Prozent oder 5379 Arbeitsplätze. Die folgenden Jahre führten bis 1965 zu einem Ausbau der Beschäftigten (7909) bei gleichzeitigen Betriebsaufgaben beziehungsweise Zusammenschlüssen. Die Rezession Mitte der 1970er-Jahre traf die Branche dann aber hart: Einige Betriebe gaben auf, andere erholten sich, teilweise mit neuen Besitzern. Die Betriebszählungen zeigen, dass der drastische Strukturwandel erst noch bevorstand: Von 1985 bis 1995 reduzierte sich die Beschäftigtenzahl von rund 5900 auf 4000, von 670 Betrieben schlossen 189.²⁴⁹ Die Öffnung der Märkte im Osten nach dem Kalten Krieg setzte der bisher schon stark durch Importe konkurrenzierten Branche zu.²⁵⁰

Nahrungsmittelindustrie: Ausrichtung auf den Binnenmarkt

Hauptsächlich auf den Binnenmarkt ausgerichtet war die Nahrungsmittel- und Getränkeindustrie. Mit 5350 Beschäftigten in 1144 Betrieben dominierten 1939 viele KMU und wenige Grossbetriebe diesen Industriezweig. Der Anteil der Branche am zweiten Sektor betrug acht Prozent, ein Wert, der in den folgenden Jahrzehnten relativ konstant blieb (1975: 6 %). Die Wachstumsphase der «Trente Glorieuses» sorgte mit steigenden Löhnen und Kaufkraft, aber auch wegen der Zuwanderung ausländischer Arbeitskräfte für zunehmende Umsätze und Gewinne, welche von den mittleren und grossen Betrieben in die Rationalisierung und den Ausbau der Produktionsanlagen investiert wurden.

Im Gegensatz zur Maschinen- und Metallindustrie verzeichnete die Nahrungsmittel- und Getränkebranche kein Explodieren der Beschäftigtenzahlen. Bei einem bescheidenen Ausbau des Personalbestands erlebte die Branche einen markanten Konzentrationsprozess zwischen 1955 und 1975, als 35 Prozent der Betriebe aufgaben. So verschwanden zum Beispiel die kleinen und kleinsten Bonbonfabrikanten, die nicht grosse Mengen zu Engrospreisen für den Detailhandel liefern konnten, welcher mit der Migros in Konkurrenz stand.²⁵¹ Es traf aber auch Biskuitfabrikanten, die ihr Sortiment nicht als Markenartikel mit Werbung und neuer Verpackung positionieren konnten. Sie verloren ihren angestammten Absatzkanal: Grossverteiler und Discounter verdrängten Detailhändler.²⁵²

Erfolgreich behauptete sich die Konserven- und Fleischfabrik Hero in Lenzburg. Das Unternehmen mit über 1000 Beschäftigten im Jahr 1965 hatte sich eine marktbeherrschende Stellung durch Übernahmen verschiedener Konkurrenten schon vor dem Zweiten Weltkrieg gesichert. Gleichzeitig hatte sich Hero ein internationales Standbein mit Produktionsanlagen in wichtigen Erntegebieten in Frankreich, Holland und Spanien aufgebaut.²⁵³ Das Unternehmen investierte seit Kriegsende unablässig in die Modernisierung seiner Anlagen, um den Ausstoss zu erhöhen und die Kosten tief zu halten. Der Import von Früchten und Gemüse aus Ländern mit günstigeren Agrarpreisen gehörte zur Preiskalkulation.²⁵⁴ Die Lenzburger Konfitüren, Kompotte, Fleischkonserven, Ravioli, Tortelloni und weitere Fertigprodukte fanden Absatz in der Gastronomie, die mit dem Einsatz von vorgefertigten Produkten dem Personalmangel in den Küchen begegnete. Hero belieferte hier einen wachsenden Markt, dazu entlasteten die Produkte die Hausfrau «von undankbarer Arbeit».²⁵⁵ Nach dem Krieg wurde dank steigenden Haushaltsbudgets die Notwendigkeit obsolet, Gemüse, Beeren und Obst im eigenen Garten oder auf dem eigenen «Pflanzblätz» selbst zu produzieren, zu verarbeiten und haltbar zu machen. Das Sortiment von Hero ersetzte die Subsistenzproduktion durch marktorientierte Angebote.²⁵⁶ «Zeit für alles... Hero hilft Ihnen kochen... mit fixfertigen Gerichten» lautete der Werbeslogan auf der Firmenbroschüre 1965. Als traditionelle Artikel im Absatz stagnierten, setzte das Unternehmen auf Neuheiten und warb beim Gastgewerbe und bei den Hausfrauen damit, «Abwechslungsmöglichkeiten durch vorpräparierte Qualitätsprodukte» zu bieten.²⁵⁷

Bier aus dem Aargau

Die zentrale Lage im Mittelland mit Anschluss an das Eisenbahnnetz war ausschlaggebend für den Getränkehersteller Rivella, sich 1954 in Rothrist niederzulassen (siehe «Konsum», S. 404).²⁵⁸ Auf rationelle Verteilung durch die Bahn hatte seinerzeit auch die Brauerei Feldschlösschen bei ihrer Standortwahl im 19. Jahrhundert in Rheinfelden gesetzt. Der Zugang zu einem grossen Absatzgebiet begünstigte die Massenproduktion. In der Bierbranche hatte der Konzentrationsprozess bereits im 19. Jahrhundert stattgefunden. Im Aargau gab es nach dem Zweiten Weltkrieg noch fünf

Brauereien: Falkenbräu und die Brauerei H. Müller in Baden, die Klosterbrauerei in Zofingen, Feldschlösschen und Salmenbräu in Rheinfelden. Zusammen produzierten sie 22 Prozent des in der Schweiz verkauften einheimischen Biers – jedes fünfte Glas Bier kam also aus dem Aargau. Bier war damals noch kein Alltagsgetränk, der Konsum erfolgte in Wirtschaften. Die jährliche Absatzsteigerung bis 1964 verdankte die Branche in erster Linie der Zuwanderung von ausländischen Arbeitskräften (1964: 640 000) und den vielen ausländischen Ferienreisenden.

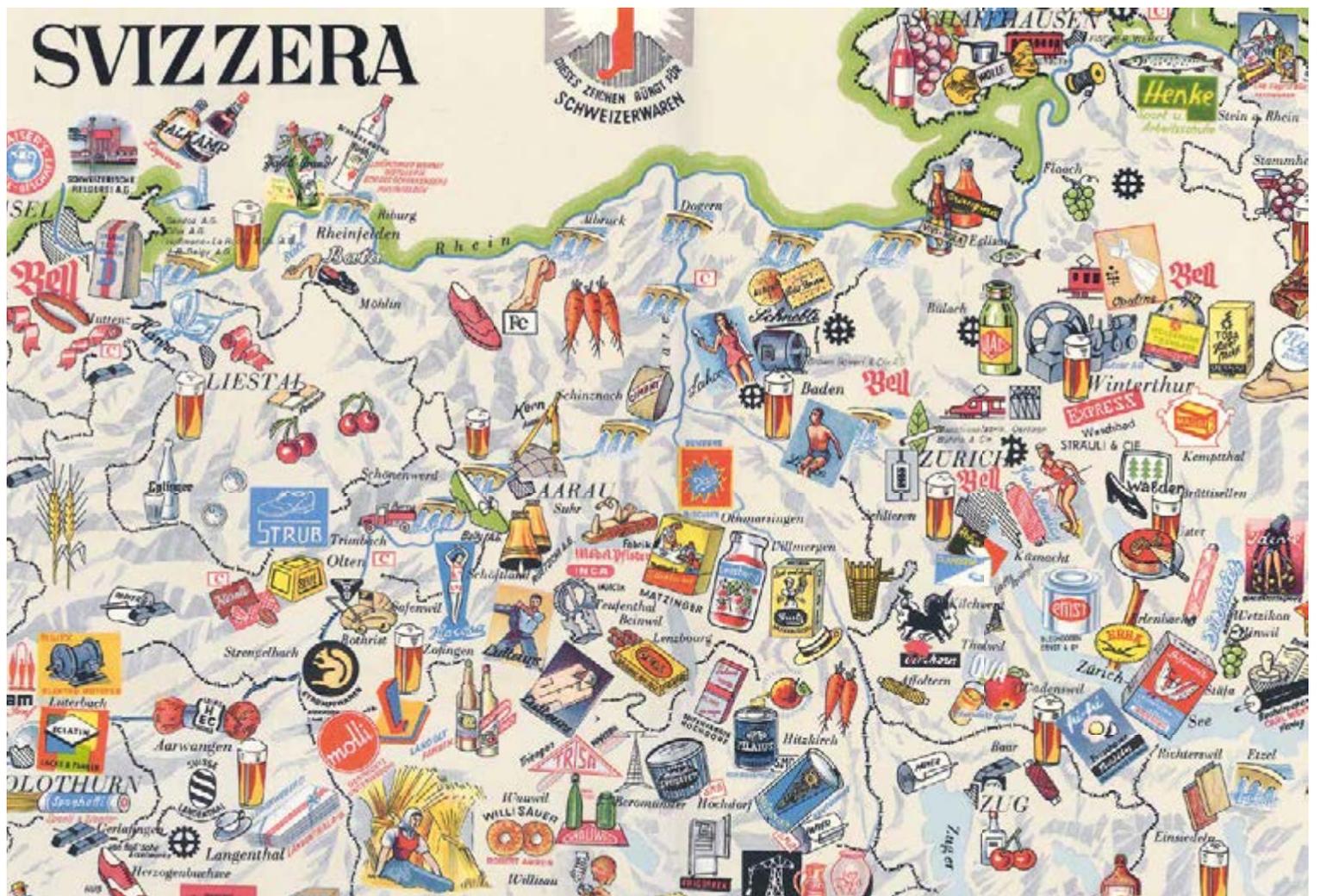
Einschneidende Veränderungen im Trinkverhalten führten zur Umstellung vom Fassbier auf Flaschenbier. Sie erforderte ab 1950 grosse Investitionen in neue Abfüllanlagen und Neubauten für die Lagerung von Leer- und Vollgut. Mit dem Flaschenbier verschob sich der Bierkonsum von der Wirtschaft in den Haushalt.²⁵⁹ Im Vorfeld der Schwarzenbach-Initiative verliessen Fremdarbeiter die Schweiz: Die Branche bekam den ersten Absatzrückgang nach Jahrzehnten zu spüren. Ein zweiter Konzentrationsprozess setzte ein. 1970 übernahm Feldschlösschen das Aktienkapital der Brauereien zum Gurten AG in Wabern-Bern, 1971 den Zweigbetrieb Birra Lugano, 1972 die Brauereien Muller, Neuenburg, und Valaisanne in Sitten. Die älteste aargauische Brauerei, Salmenbräu, schloss sich der Sibra-Holding in Freiburg an, im Frühling 1973 stellte die Klosterbrauerei in Zofingen ihren Betrieb ein, 1979 Falkenbräu in Baden.²⁶⁰ Das Bierkartell verhinderte eine Expansion mit neuartigen Bieren, 1996 fusionierten Hürlimann (Zürich) und Feldschlösschen. Im Jahr 2000 wechselte der Besitzer erneut: Das Unternehmen ging an die dänische Gruppe Carlsberg.²⁶¹ Nach der Auflösung des Bierkartells 1991 entstanden neben dem Bierriesen bis 2020 rund sechzig Kleinbrauereien, die mit regionalem Bier eine neue Nische entdeckten.²⁶²

Investitionsgüterindustrie: Überkapazitäten aufgebaut

Hauptsächlich auf den Binnenmarkt ausgerichtet war die Metallindustrie. Für die Maschinen- und Elektroindustrie mit ausländischem Zielmarkt hingegen boten die Anlagen in der Schweiz interessante Aufträge und die Möglichkeit, Neuentwicklungen auf dem Heimmarkt als Referenzprojekte vorzuweisen. Beide Branchen hatten von 1939 bis 1955 ihre Beschäftigtenzahlen mehr als verdoppelt und legten bis 1965 nochmals um fünfzig Prozent zu. Bis Anfang der 1970er-Jahre klagte die grosse Mehrheit der Betriebe über Arbeitskräftemangel, rief nach ausländischen «Gastarbeitern» und baute den Personalbestand aus. Die Vollbeschäftigung verdeckte den Strukturwandel, der sich bereits in den 1960er-Jahren abzuzeichnen begann.

Ob Industrie- und Kraftwerkbau, Brückenbau, Apparatebau für die Chemie, Containment für Kernkraftwerke, Kläranlagen oder Öltanklager: Die Aufträge der Stahl- und Kesselbauunternehmen Zschokke (Dörtingen) und Wartmann (Brugg) zeugten vom Boom jener Zeit. Mitte der 1950er-Jahre waren immense Auftragsvolumen vorhanden, Bestellungen mussten an Dritte vergeben

SVIZZERA



284 «Made in Aargau» – Die vielfältige Produktionspalette der Aargauer Industrie ist auf diesem Ausschnitt der Schweizerischen Wirtschaftskarte aus dem Jahr 1949 wiedergegeben: Bier, Salz, Schuhe, Zigarren, Möbel, Motoren, Mode oder Biskuits. Gedruckt wurde das Plakat übrigens mit den Offsetfarben der Firma Dr. Landolt AG, Zofingen.



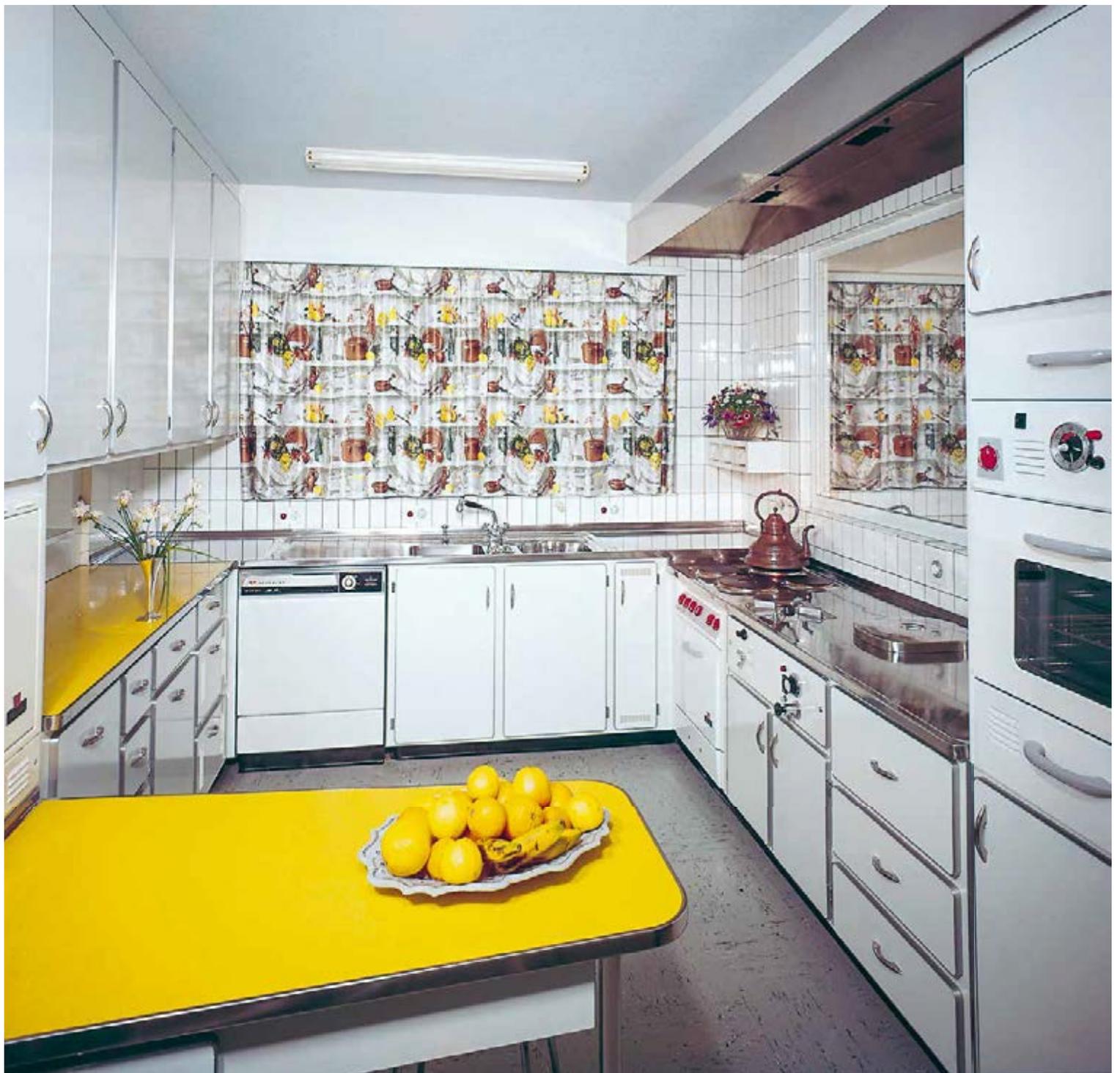
285 Innovation der Schweizerischen Leinen-Industrie (SLI) in Niederlenz, 1964. Die Traglufthalle Arova versprach Flexibilität. Sie diente als Lager-, Montage-, Messe- oder als Tennishalle. Die SLI baute die Traglufthallen nach eigenen Plänen und Berechnungen. Sie waren wasserdicht, liessen sich beheizen und beleuchten und waren schnell aufgestellt.



286 Die Schweizerische Leinenindustrie (SLI) in Niederlenz, 1948. Die SLI wies um 1959 mit 1000 Arbeiterinnen und Arbeitern einen Höchststand aus. Die «Pfupfi» war eine angesehene Arbeitgeberin und holte ihre Leute mit dem Arbeiterbus aus den umliegenden Dörfern ab. Sie produzierte unter anderem Dekorationsstoffe, Überkleider- und Filterstoffe, imprägnierte oder beschichtete Blachen- und Zeltstoffe.



287 Das Bierkartell hatte bis 1991 Bestand und regelte die Gebietsaufteilung der Brauereien. Die kleinste Bierbrauerei im Aargau, die 1884 gegründete Klosterbrauerei AG Zofingen, stellte 1973 ihren Betrieb ein.



288 Franke Küchenkombination, 1950er-Jahre. Die Metallwarenfabrik Walter Franke in Aarburg hatte sich als Pionierin von Norm-Einbauküchen mit Chromstahlabdeckungen einen Namen gemacht und entwickelte Küchen für den Gastrobereich. Der Personalbestand stieg innert zwanzig Jahren von 100 Beschäftigten nach Kriegsende auf 973 Mitarbeitende 1964.



289 Möbel Pfister in Suhr, 1964. Das grösste Einrichtungshaus der Schweiz bildete einen Riegel am Rand des damals noch mit Gärten und Bäumen durchsetzten Dorfs. Das Möbelhaus war 1939 wegen der zentralen Lage an der Hauptstrasse Zürich–Bern nach Suhr gezogen und lockte mit dem Slogan, dass 1000 Parkplätze vorhanden seien.



290 Ende der 1960er-Jahre stand das grösste Tanklager der Schweiz bei Mellingen. 25 Tanks enthielten 760 Millionen Liter Treib- und Brennstoff und konnten die gesamte Schweiz während eines Monats versorgen.



291 Die Aluminium AG Menziken war 1968 mit einem jährlichen Ausstoss von 12 000 Tonnen das zweitgrösste Leichtmetall-Halbzeugwerk der Schweiz. Das in den Jahren 1964/65 errichtete Werk in Reinach (im Bild) war für den Drei-Schicht-Betrieb ausgelegt worden, doch die Fremdarbeiterbestimmungen ermöglichten danach nur noch den Ein-Schicht-Betrieb.

werden. Es kam zu Ausbau und Neugründungen kleinerer Firmen, und Überkapazitäten wurden aufgebaut. Die grösste Konkurrenz für den Stahlbau erwuchs aus dem Eisenbetonbau. Im Stahlbau war 1957 noch von Mengenkonzunktur die Rede, ab 1965 rentierten nur noch hochwertige Spezialausführungen und der Stahlwasserbau. Im Jahr 1967 waren die Firmen gut ausgelastet, der Preiskampf führte aber zu Substanzverlust. 1968 kündigten die beiden Firmen den Zusammenschluss an, die Produktion kam nach Döttingen, das Büro blieb am Standort Brugg.²⁶³

Ein weiteres Beispiel, wie angesehene Firmen ab den 1960er-Jahren in Schwierigkeiten gerieten, gibt die traditionelle Stahlgießerei und Maschinenfabrik Oehler in Aarau. 1962 fasste die ausländische Konkurrenz Fuss in der Schweiz, Oehler wich aus auf Anlagen, welche Service und Beratung erforderten. Die Stahlgießereien der Nachbarländer kämpften mit Überkapazitäten, was zu noch mehr Konkurrenz führte.²⁶⁴ 1970 wurde Oehler von der Georg Fischer AG Schaffhausen übernommen, die Produktion kam nach Brugg, die Stahlgießerei am Standort Aarau schloss 1981.²⁶⁵

Dauerhafte Konsumgüter

Steigende Kaufkraft, Bauboom, Bevölkerungswachstum nach 1950: Die Nachfrage nach dauerhaften Konsumgütern wie Waschmaschinen, Kühlschränken, Boilern oder Elektrogeräten hatte kein Ende. Schweizweit bekannt waren die Haushaltsartikel und Geräte der Firma Merker in Baden (siehe «Konsum», S. 394). Die Erfindung der ersten vollautomatischen Waschmaschine in der Schweiz 1950 war ein lang anhaltender Erfolg. Ab 1962 verkaufte die Firma auch Geschirrspülmaschinen. In den 1950er-Jahren stiegen die Umsätze durch die gute Baukonjunktur, gleichzeitig traten neue Konkurrenten auf, aus dem Ausland und dem Inland. Die deutsche Firma Bauknecht gründete 1952 eine Niederlassung in Hallwil. Zeitweise gab es im Aargau bis zu sechs Waschmaschinenanbieter.²⁶⁶ 1956 fiel der Ertrag bei Merker ungenügend aus. 1961 verkauften ausländische Firmen bereits ein Drittel aller Waschmaschinen; sie waren nur mit einem minimalen Zollsatz belastet. Bei Merker sanken die Margen, 1966 war ein Geschäftsjahr mit «profitloser Prosperität».²⁶⁷ Merkers Maschinen glänzten zwar durch Langlebigkeit, eine Qualität, die im Mehrfamilienhausbau und in den neu aufgekommenen Waschsälen für gute Verkaufszahlen sorgte. Doch die deutsche Konkurrenz hielt die Preise durch Fabrikationsserien, die sie mit einer Massenproduktion für einen viel grösseren Absatzmarkt erreichte, tief. Ähnlich erging es den Aarauer Traditionsunternehmen Elcalor und Maxim: Deutsche Hersteller und ein Konzentrationsprozess verdrängten die Kochherd- und Heizapparatebauer. Gab es in den 1950er-Jahren noch zwölf Schweizer Firmen, produzierten 1971 nur noch vier – auch Maxim gab diesen Bereich 1970 auf.²⁶⁸ Der Schweizer Markt mit Haushaltsgeräten war gesättigt, der Export durch Zollhürden erschwert, grosse Serien waren nicht absetzbar.

Maschinen- und Elektroindustrie: Schweizer Exportstandbein

Die Konjunkturlokomotive des Kantons war die BBC. Von 1950 bis 1960 wies die Region Baden mit einer Bevölkerungszunahme von 41 Prozent die schweizweit höchste Wachstumsrate auf, was hauptsächlich auf den Erfolg des Unternehmens zurückzuführen ist.²⁶⁹ Eine in der BBC-Hauszeitung veröffentlichte Studie aus dem Jahre 1959 illustriert die monopolartige Stellung der Weltfirma und deren Einfluss: In Baden arbeiteten 45 Prozent aller Berufstätigen bei der BBC, in den sieben umliegenden Gemeinden betrug der Anteil zwischen 30 und 40 Prozent. Laut Geschäftsjahr 1958/59 zahlte die BBC eine Lohnsumme von 80 Millionen Franken an die Belegschaft, Aufträge im Gesamtwert von rund 13,7 Millionen Franken wurden an Zulieferer und Dienstleister in der Region vergeben. 20 Prozent der ordentlichen Steuereinnahmen der Stadt Baden stammten direkt von dieser Firma.²⁷⁰

1971 unterstrich die *Neue Zürcher Zeitung* (NZZ) in einem Porträt über den Aargau die enorme Bedeutung des Konzerns BBC damit, dass die jährliche Lohnsumme von 350 Millionen Franken das aargauische Volkseinkommen von 1965 um zehn Prozent übersteige.²⁷¹ Hinter diesen Zahlen standen ein Ausbau der Beschäftigten von 7200 im Jahr 1941 auf 19 000 im Jahr 1971 und ein Wachstum ausserhalb der Stadt Baden mit Produktionsstätten im Birrfeld (1957), in Turgi (1959, Turbogruppen), in Enneturgi (1967, Elektronikkomponenten), in Dättwil (1973, Konzernforschungszentrum) und in Lenzburg (1974, Flüssigkristallanzeigen).²⁷² Weltweit beschäftigte der Konzern auf seinem Zenit Anfang der 1970er-Jahre rund 92 000 Personen.²⁷³

Die Maschinen- und Metallindustrie verkaufte 1950 die Hälfte ihrer Produkte ins Ausland. Der Anteil dieser Branche am gesamten Schweizer Export betrug 31 Prozent oder rund zwei Milliarden Franken.²⁷⁴ Die BBC trug mit ihrem hohen Exportvolumen wesentlich dazu bei. Die im Aargau führende exportorientierte Maschinen- und Elektroindustrie gab auch in Sachen Lohn den Ton an. Wollten andere Branchen ihre Arbeitskräfte nicht vollends verlieren, so musste man nachziehen, wie die im unteren Aaretal beheimatete Möbelindustrie feststellte: Gewerkschaftliche Forderungen traten angesichts der Arbeitsmarktrealität in den Hintergrund.²⁷⁵

Neue Industrieregionen, keine Ölraffinerie

Noch in den 1930er-Jahren hatte die Schuhfabrik Bata bei Riburg-Möhlin eine Fabrikstadt gegründet (siehe «Raumentwicklung», S. 111).²⁷⁶ Ab den 1950er-Jahren sicherten sich die grossen Basler Chemiefirmen riesige Landflächen entlang des Rheins im agrarisch gebliebenen Fricktal. Zweigfabriken entstanden 1956 in Stein (Ciba), 1967 in Sisseln (Hoffmann-La Roche) und 1971 in Kaisten (Geigy). Die geplante Schiffbarmachung des Rheins brachte den Stahlkonzern Von Roll dazu, zwischen Säckingen und Sisseln Land zu kaufen für die Verschiffung von Erz aus Herznach.²⁷⁷ Eine mächtige Anlage im Fuller Feld hatte bereits die Chemische Fabrik Ue-

tikon 1948 errichtet, und Sandoz hatte sich dreissig Hektaren Land in Leibstadt gesichert.²⁷⁸

Für die Ansiedlung von Industrie wurden nach 1954 im oberen Wynenfeld 48 Hektaren ausgeteilt, Land, das sich die Gemeinden Suhr und Buchs fast hälftig teilten. Die Regionalplanungsgruppe Aarau und Umgebung rechnete mit 3000 bis 6000 Arbeitsplätzen für 10 000 bis 20 000 Einwohnerinnen und Einwohner.²⁷⁹ Wegleitend bei der Planung war der Gedanke, die Industrie auf ein bestimmtes Gebiet zu konzentrieren und dabei die Dörfer frei zu halten von «störenden und lästigen Einflüssen der Fabrikbetriebe».²⁸⁰ Die zentrale Lage mit Bahn- und Autobahnschluss in nächster Nähe brachte die Migros-Produktionen in den Aargau. 1962 siedelte sich die Kosmetikproduktion von Mibelle an, 1963 die Jowa Teigwarenfabrik, 1965 zog Chocolat Frey von Aarau nach Buchs.²⁸¹ Weitere grosse Ebenen, die nun überbaut wurden, waren das Limmattal mit dem Schwerpunkt Spreitenbach oder das Birrfeld (siehe «Raumplanung», S. 57).

Lange vor dem Autobahnbau war es die zentrale Lage im Mittelland an der Hauptstrasse Bern–Zürich, die Möbel Pfister 1939 nach Suhr brachte.²⁸² Das Geschäftsmodell des Unternehmens basierte auf der Mobilität der Zukunft: «Das Auto holt den Kunden, das Auto bringt ihm die Möbel.»²⁸³ Am Dorfrand erstellt, war das mit 200 Metern Länge gebaute Verkaufsgebäude ein nicht zu übersehendes Werbebanner. Der Autobahnbau durch den Aargau löste einen Wachstumsschub aus und erschloss neue Gebiete: Durch die weite, offene Ebene zwischen Lenzburg und Hunzenschwil führte die geplante Trasse der Nationalstrasse N1, schon 1962 entstanden Hallen zur Fabrikation von elektrischen Maschinen.²⁸⁴

Die negativen Seiten des Industriewachstums offenbarten sich immer deutlicher, die Kritik fand ihren Niederschlag in Zeitungen und Büchern.²⁸⁵ Nicht mehr jede Industrie wollte der Aargau 1963 ansiedeln. Die Fluorseuche im unteren Fricktal, die Staubplage in der Nähe der Zementfabriken und ungenügend gereinigte Industrieabwässer waren noch nicht gelöste Probleme, als die Errichtung einer Ölraffinerieanlage in Mägenwil im Raum stand. Das war dem industriefreundlichen Aargau nun doch zu viel: Auf Anfrage im Grosse Rat sprach sich der Regierungsrat gegen die Bewilligung einer solchen Anlage aus.²⁸⁶

Zeitökonomische Grundlagen

Noch 1945 galten dieselben Arbeitszeiten, wie sie nach dem Ersten Weltkrieg errungen worden waren. Damals brachte das 1920 eingeführte Fabrikgesetz die letzte substanzielle Arbeitszeitverkürzung auf 48 Stunden. Auf eidgenössischer Ebene änderte erst das Arbeitsgesetz von 1966 diese Minimalregelungen, fortan waren 46 Stunden für die Industrie und 50 Stunden für die übrigen Branchen die erlaubte Höchstgrenze. Zentral waren darum die Gesamtarbeitsverträge. Sie enthielten günstigere Bestimmungen für einzelne Branchen. Ende der 1950er-Jahre setzte im Aargau eine Entwicklung zur schrittweisen Reduktion auf eine 44-, 45- oder 46-Stunden-Woche ein.²⁸⁷ Als Vorläufer diente die 5-Tage-Woche mit 44 Arbeitsstunden. Einige Fabriken hatten im Zweiten Weltkrieg, als das Brennmaterial knapp war, die 5-Tage-Woche eingeführt und sie beibehalten.²⁸⁸ Die Erfahrungen zeigten, dass eine grössere Produktivität bei weniger Arbeitszeit möglich war. Im Aargau kannten 1955 bereits über 92 Betriebe die 5-Tage-Woche. Eine Umfrage durch den Arbeitgeberverband deckte die Vorteile auf: In Fabriken, in denen vorwiegend weibliches Personal beschäftigt war, verzeichnete man viel weniger Absenzen, da die Frauen am Samstag ihre Wäsche oder Einkäufe erledigen konnten. Fabriken auf dem Land ermöglichten so ihren Männern, den kleinen Landwirtschaftsbetrieb zu führen. 1960 war die Zeit reif: Als der im Aargau gewichtigste Maschinen- und Metallarbeitgeberverband für seine Mitglieder die Einführung der 5-Tage-Woche beschloss, führte das umgehend zu Fahrplanverhandlungen mit den Schweizerischen Bundesbahnen.²⁸⁹ Der freie Samstag hatte sich in der Industrie durchgesetzt – mit spürbaren Folgen für das Freizeit-, Konsum- und Mobilitätsverhalten (siehe «Konsum», S. 415).

Kein Aargauer Feriengesetz

Im Gegensatz zu Zürich, Solothurn oder Basel-Landschaft kannte der Aargau bis 1966 kein kantonales Feriengesetz, ein entsprechender Vorschlag der Regierung von 1947 und weitere Vorstösse versandeten.²⁹⁰ Der Ferienanspruch berechnete sich anhand der Dienstjahre der Arbeitenden und variierte von Betrieb zu Betrieb. Gesamtarbeitsverträge setzten firmenübergreifende Regelungen fest, in den 1950er-Jahren waren 14 Ferientage üblich.²⁹¹ Mit dem System «Betriebstreue» liessen sich Personalwechsel minimieren und eine Stammbesetzung pflegen. Nur für Lehrlinge schrieb das Eidgenössische Gesetz für berufliche Ausbildung sechs Ferientage vor, dies erhöhte der Kanton 1952 auf zwölf Tage.²⁹² Wann wem wie viele Ferien zustanden, war und blieb eine der komplizierteren Fragen des schweizerischen Arbeitsrechts.²⁹³ Erst das Eidgenössische Arbeitsgesetz von 1966 setzte zwei Ferienwochen obligatorisch fest, Lehrlinge bis zum 20. Altersjahr erhielten drei. Mit dieser Regelung verlor der Aargau im Wettbewerb um Arbeitskräfte gegenüber den angrenzenden Kantonen an Attraktivität, diese boten bessere Ferienregelungen. Noch 1965 beantragte der Regierungsrat, die OR-Bestimmungen auf drei Wochen Ferien ab dem 40. Altersjahr zu ergänzen.²⁹⁴ 1966 genehmigte die Bevölke-

zung ein Gesetz, das drei Ferienwochen vorsah für alle über dreissig oder für solche, die zehn Dienstjahre beim gleichen Arbeitgeber verbracht hatten. Diese Bestimmungen regelten zum ersten Mal die Arbeitszeiten für die gesamte erwerbstätige Bevölkerung, ohne Unterscheidung von Arbeitern und Angestellten.²⁹⁵

1976 erhielten die Staatsangestellten nach dem 40. Altersjahr eine vierte Ferienwoche zugestanden, 1981 kam die fünfte Ferienwoche ab dem 55. Lebensjahr, 1986 die sechste für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter über 60 Jahre hinzu. Nach 1988 arbeiteten die Beamten und Angestellten des Kantons 42 Stunden in der Woche, der Kanton hatte sich der Privatwirtschaft angepasst.²⁹⁶

Arbeiter und Angestellte: soziale Angleichung

Die Unterscheidung zwischen «Arbeitern», generell in den Werkstätten tätig, und «Angestellten» in Büros erfasste der Bund in den Betriebszählungen bis 1965. Mit dieser Kategorisierung verbunden waren eine soziale Zugehörigkeit und finanzielle Besserstellungen der Angestellten. Der wöchentlich ausbezahlte Lohn des Arbeiters beruhte auf einem Stundenansatz oder Akkord. Angestellte erhielten einen Monatslohn, ihnen traute man den planerischen Umgang mit Geld zu, sie waren nicht dem Fabrikgesetz unterstellt, hatten längere Kündigungsfristen und Anspruch auf eine Pensionskasse oder Dienstaltersgeschenke.²⁹⁷ Realloohnerhöhungen, aber auch die zunehmend anforderungsreicheren Berufe in den Maschinensälen und Werkstätten verwischten alte Statusunterschiede: Zunehmend wurden Arbeiter und Angestellte vereinheitlicht als Arbeitnehmerschaft wahrgenommen, der soziale Aufstieg innerhalb der Arbeiterschaft definierte sich über die Besserstellung gegenüber den ausländischen Arbeitskräften.²⁹⁸

Ende der 1960er-Jahre zahlten die Unternehmen grundsätzlich Monatslöhne aus, was den Aargauischen Arbeitgeberverband zur Aussage verleitete, der Arbeiter verliere seine Zugehörigkeit zur Arbeiterschaft.²⁹⁹ 1970 befand der Arbeitgeberverband, eine Schlechterstellung der Arbeiter gegenüber dem Büropersonal sei nicht mehr gerechtfertigt, und erlaubte die «Überführung der Arbeiter in Angestelltenverhältnisse». Die Tatsache, dass die BBC die Kategorie «Arbeiter» abgeschafft hatte, fand 1971 Eingang in die Berichterstattung der NZZ.³⁰⁰ Die Gewerkschaften zogen nach und ersetzten ihrerseits die Bezeichnung «Arbeiter» durch das Wort «Arbeitnehmer» oder «Personal».³⁰¹

Lohnkategorie für Frauen: Tiefstlohn

Der von den Gewerkschaften geforderte Familienlohn, der hoch genug war, um eine Familie zu unterhalten, ermöglichte es zunehmend auch Arbeitern, dass sich die Frau nach der Heirat um Haushalt und Kinder kümmerte.³⁰² So lehnten die Aargauischen Branchenverbände Familien- und Kinderzulagen 1954 ab mit der Begründung, die Löhne erlaubten es dem Arbeitnehmer «ohne besondere Zulagen sich und seine Ehefrau zu unterhalten».³⁰³ Im Aargau sank der Anteil der Frauen an der Erwerbsarbeit von 33 (1939) auf 28 Prozent (1965).³⁰⁴ Männer ver-

dienten grundsätzlich mehr als Frauen. Bei den Arbeitern verglich man schweizweit drei Lohnkategorien, für den Aargau galten 1950 folgende durchschnittlichen Stundenlöhne: Frauen bezahlte man 1.55 Franken pro Stunde, ungelernete Männer erhielten 2.09 Franken oder 35 Prozent mehr, gelernte und angelernte Männer erhielten 2.45 Franken – 58 Prozent mehr. Vor diesem Hintergrund sprach man von «Frauenlöhnen» und «Männerlöhnen». Im Vergleich mit anderen stark industrialisierten Kantonen rangierten die Aargauer Durchschnittslöhne am Schluss.³⁰⁵

In den dem Fabrikgesetz unterstellten aargauischen Betrieben blieb der Frauenanteil insgesamt recht stabil. 1939 betrug er 28 Prozent, reduzierte sich bis 1965 auf 23 Prozent und pendelte sich bis 2005 bei 21 Prozent ein. Noch mehr Konstanz bezüglich Geschlechteraufteilung bewies der Dienstleistungssektor in fünf Jahrzehnten. Zwischen 49 und 51 Prozent bewegte sich der Frauenanteil an den Beschäftigten im dritten Sektor von 1939 bis 2005 – mit einem Ausreisser im Jahr 1975. Im Zuge der kurzen Rezession wurde verheirateten Frauen nahegelegt, ihren Arbeitsplatz Familienvätern zu überlassen.³⁰⁶ Das gegen die Frauenerwerbsarbeit gerichtete Kampfwort «Doppelverdienertum» aus der Krisenzeit der 1930er-Jahre erlebte eine neue Blüte und zeigte Wirkung. Der Frauenanteil im dritten Sektor sank 1975 auf 41 Prozent.

Traditionell sehr hoch war der Anteil der Frauen in der Textil- und Bekleidungsindustrie/Konfektion mit 59 beziehungsweise 65 Prozent. Übertroffen wurde dieser Wert nur noch von der Tabakindustrie mit 72 Prozent, alle drei zählten zu den Tieflohnbranchen.³⁰⁷ Im Zuge der boomenden Wirtschaft verloren sie in den 1950er-Jahren ihre Schweizer Arbeiterinnen und Arbeiter an Industriebetriebe, die höhere Löhne bezahlten, oder an den dritten Sektor. Als Ersatz zogen die Unternehmen ausländische Arbeitskräfte nach (siehe «Demografie», S. 40). Da die Entlohnung weiterhin tief blieb, gingen der Branche als Folge der Fremdarbeiterneuregelung 1970 die ausländischen Arbeitskräfte verlustig. Zu spät realisierte die Branche den Nachteil der tiefen «Frauenlöhne» und erkannte, dass man nur mit «Männerlöhnen» die alten und treuen Arbeitnehmerinnen behalten konnte, denn junge Schweizerinnen waren auch bei bester Bezahlung nicht mehr bereit, in der Fabrik zu arbeiten.³⁰⁸

Generell stieg der Anteil von Frauen in der Industrie oder stagnierte in einzelnen Branchen auf einem hohen Niveau. Der Maschinen- und Apparatebau galt zwar als männerdominierte Branche. Trotzdem verdoppelte sich der Frauenanteil 1939 von 9 auf 18 Prozent (1975), in der Chemieindustrie stieg er von 11 auf 25 Prozent. Die in Möhlin seit den 1930er-Jahren angesiedelte Schuhfabrik Bata spürte die Lohnkonkurrenz der neu entstandenen Chemiefirmen im Fricktal durch Abwanderung der Beschäftigten.³⁰⁹

Vom Hilfsarbeiter zur qualifizierten Arbeitskraft

Die erste Konjunkturflaute 1948 zeigte, dass es widersinnig war, ausgerechnet qualifizierte ausländische Berufsleute entlassen zu müssen.³¹⁰ Die

Tabelle
16

Durchschnittlicher Stundenlohn 1950 (in Franken)

Kanton	Gelernte und angelernte Männer	Ungelernte Männer	Frauen
BS	2.95	2.56	1.69
ZH	2.80	2.41	1.68
BE	2.55	2.19	1.65
SO	2.52	2.17	1.69
BL	2.43	2.28	1.60
AG	2.45	2.09	1.55
LU	2.44	2.14	1.54
SG	2.43	2.06	1.47
Schweiz	2.62	2.20	1.63

Tabelle
17

Erwerbsquote der Frauen im Aargau 1939–1975

	1939	1939	1955	1955	1965	1965	1975	1975
Frauenanteil im 2. Sektor	17 772	28 %	23 835	25 %	28 299	23 %	21 349	21 %
Frauenanteil im 3. Sektor	9 802	48 %	12 581	51 %	17 020	49 %	26 740	41 %
Anteil an der Gesamterwerbsquote	27 584	33 %	36 416	30 %	45 257	28 %	48 089	29 %

Tabelle
18

Frauenanteil in der Industrie 1939–1975: ausgewählte Branchen

Branche	1939	1955	1965	1975
Textilindustrie	62 %	59 %	59 %	50 %
Konfektion, Schuhe	60 %	66 %	65 %	68 %
Maschinenindustrie	9 %	12 %	15 %	18 %
Metallindustrie	9 %	12 %	12 %	11 %
Chemie	11 %	15 %	24 %	25 %
Nahrungsmittel	32 %	32 %	40 %	39 %
Getränke	7 %	11 %	18 %	15 %
Tabak	69 %	73 %	72 %	59 %
Grafische Industrie	27 %	33 %	27 %	26 %
Papierindustrie	35 %	29 %	42 %	31 %
Holz- und Möbelindustrie	5 %	9 %	10 %	13 %

Tabelle 16 Die strukturelle Ungleichheit zwischen der Erwerbstätigkeit von Frauen und Männern zeigen die Durchschnittslöhne aus dem Jahr 1950: Im Aargau erhielt ein ungelernter Mann 35 Prozent und ein angelernter Mann 58 Prozent mehr Lohn als eine Frau. Quelle: Monatsblätter Aargauischer Arbeitgeberverband 1951, 120.

Tabelle 17 Der Rückgang der Erwerbsquote der Frauen im zweiten Sektor bis 1965 ist zurückzuführen auf den im Aargau enormen Ausbau der männerdominierten Metall- und Maschinenindustrie. Quelle: Statistisches Amt Aargau, Betriebszählungen.

Tabelle 18 In den meisten Industriebranchen nahm der Frauenanteil zu, die Unterschiede zwischen «Männerlöhnen» und «Frauenlöhnen» blieben aber bestehen. Quelle: Statistisches Amt Aargau, Betriebszählungen.

Hochkonjunktur ohne Ende

Nach 1960 stellte sich eine Hochkonjunkturphase ein, die Nachfrage überstieg das Angebot, die Wirtschaftsleistung war am Limit, Löhne stiegen, Preise zogen nach, die Lohn-Preis-Spirale liess sich nicht stoppen. 1961 betrug die Bau-
teuerung acht Prozent.¹ Die Aargauer Bauwirtschaft war am Anschlag mit der Gleichzeitigkeit von grossen Infrastrukturaufgaben, die nun auch vonseiten des Staates an sie herangetragen wurden: Bau der Autobahn (ab 1960), Erstellung von Grossprojekten der Basler Chemie, Verwirklichung der BBC-Stadt und Grossfabrik

im Birrfeld, Migros-Bauprojekte von Jowa und Chocolat Frey im Wynenfeld (1963, 1965).² Der Kanton erliess auf Anordnung des Bundes eine Dringlichkeitsverordnung, nicht nötige Bauvorhaben zu verschieben, öffentliche Bauten mussten von der «Konjunktur-Dämpfungsstelle» bewilligt werden.³ Der Bund verordnete den Banken eine Kreditbegrenzung. Doch durch die Geldverknappung stiegen Zinsen und Mieten. Die Inflation war nicht zu bändigen, halbjährlich wurde der Teuerungsausgleich gewährt. Die Lohnsteigerungen 1964 (11,2 %), 1965 (7,5 %), 1966 (6,4 %), 1968 (4,5 %), 1970 (8–10 %) oder 1973 (8–11 %)

hielten an. Massgeblich für die Beschäftigten war allerdings die Realloohnerhöhung, welche in den 1960er-Jahren jährlich zwischen 2,4 bis 3,6 Prozent lag.⁴ Erst mit dem Wirtschaftseinbruch Mitte der 1970er-Jahre änderte sich die Ausgangslage. 1976 betrug die Inflation noch 1,7 Prozent gegenüber 6,7 Prozent im Jahr 1975.⁵

1 BAH 1961, 68.

2 BAH 1962, 67–69.

3 BAH 1963, 171–173; AAV 1965, 1f.; Baldinger Fuchs 2016, 133; Kirche Birrfeld.

4 AAV 1967, 76; AAV 1968, 83; BAH 1964, 67; AAV 1970, 72; AAV 1972, 106.

5 Straumann 2001, 407.

292 Angestellte und Arbeiter der Badener Industriebetriebe auf dem Heimweg, 1957. Die Realloohnerhöhung lag in den 1960er-Jahren jährlich zwischen 2,4 und 3,6 Prozent. Alle Betriebe suchten händeringend nach Arbeitskräften, die Nachfrage überstieg das Angebot.



ersten italienischen Gastarbeiter nach dem Zweiten Weltkrieg waren Berufsleute, Mechaniker, Maurer oder Textilarbeiterinnen aus Norditalien. Handlanger- und auch Hilfsarbeiten führten Schweizer aus.³¹¹ Viele einheimische Schulabgänger unterstützten ihre Familien, wenn sie nach der obligatorischen Schulzeit als Laufbursche Geld nach Hause brachten oder in der Fabrik an den Maschinen standen.³¹² Die expandierende Maschinen- und Metallindustrie jedoch suchte händierend nach Lehrlingen, suchte Mechaniker, Maschinenschlosser, Werkzeugmacher oder Maschinen- und Bauzeichner; in der Möbelindustrie und auf dem Bau waren Schreiner, Zimmerleute und Maurer die gefragtesten Berufe. Im industriellen und gewerblichen Sektor gab es für Frauen wenig Auswahl an Berufsbildung: Damenschneiderinnen brauchte es in der Konfektion, für die Arbeit in den Spinnereien, Webereien, in der Nahrungsmittel- und Tabak- oder sogar der Maschinenindustrie genügte eine Anlehre.³¹³ Die in allen Industrien durchgeführte Automatisierung erforderte Ende der 1950er-Jahre zunehmend Fachleute statt Hilfsarbeiter.³¹⁴ Doch von über 4000 Aargauer Jugendlichen, die in den Fabriken arbeiteten, standen 1957 42 Prozent in keinem Lehrverhältnis.³¹⁵ 1958 gab es zwar kantonale Berufsberater für Mädchen und Knaben, aber nur zwei Berufswahlklassen. Mit deren Ausbau erreichte man mehr Lehrabschlüsse.

Der Aufschwung der Industrie zusammen mit der Aufwertung der Berufsbildung bedeutete einen Anstieg von Lehrstellen in Industrie, Gewerbe, Büro und Verkauf von 4086 (1939) auf 11 717 (1974). 1947 gab es im Aargau 94 verschiedene Berufslehren (Schweiz: 130) in 481 Betrieben, 1967 waren es 124 Berufe (Schweiz: 255) in 889 Unternehmen.³¹⁶ Radioelektriker, Automechaniker, Schaufensterdekorateur, Bonbonmacher oder Spinnereimechaniker waren neue Lehrberufe. Frauen brachen ab Mitte der 1960er-Jahre in einzelne Männerdomänen ein, es gab erste Elektrozeichnerinnen, Augenoptikerinnen oder Fotografinnen. Im Jahr 1967 waren es immerhin schon 18 Schriftsetzerinnen, 38 Laborantinnen, 31 Maschinen- und 31 Hochbauzeichnerinnen.³¹⁷ 1969 stellte der Arbeitgeberverband befriedigt fest, dass deutlich weniger Schulabgänger keine weiterführende Schule besuchten oder keine Lehrstelle antraten.³¹⁸

Bis in die höchsten Stufen benötigte die aargauische Industrie Fachkräfte. Der Bedarf an Zeichnern, Technikern und Ingenieuren war unbestritten, die Planung des Technikums wurde 1956 an die Hand genommen. Im Nidhochschulkanton bedeutete die Eröffnung der Höheren Technischen Lehranstalt Brugg-Windisch 1965 einen Meilenstein und bot jungen Männern auch aus einfacheren Verhältnissen die Möglichkeit einer Karriere als Ingenieur oder Architekt.³¹⁹

Gesamtplafonierung statt Betriebskontingentierung

Zwischen 1950 und 1970 ging die Hälfte des Bevölkerungswachstums auf den Zustrom von ausländischen Arbeitskräften zurück (siehe «Demografie», S. 40).³²⁰ Mit dem Zuzug von Fremdarbeiterinnen und Fremdarbeitern verhinderten die

Unternehmern, dass es eine zu starke Nachfrage nach Schweizer Arbeitskräften gab. Dies hätte zusätzlichen Druck auf die Lohnpolitik ausgeübt. So verwiesen sie auf den temporären Charakter dieser «Arbeitsreserve». Spätestens Ende der 1950er-Jahre stellte der anhaltende Arbeitskräftemangel diese Puffertheorie infrage. Trotzdem galten Ausländerinnen und Ausländer weiterhin als provisorisch Anwesende, auf ihre Integration wurde kaum Gewicht gelegt.³²¹

Gedrängt durch die Überfremdungsfrage, griff der Bund ab 1963 in den Arbeitsmarkt ein und fror den Anteil ausländischer Arbeitskräfte pro Betrieb ein.³²² 1965 musste die ausländische Belegschaft um fünf Prozent reduziert werden, weitere Verschärfungen folgten. Erste Gerbereien und Textilfirmen im Aargau schlossen.³²³ Die Fremdarbeiterbeschlüsse des Bundes führten aber auch dazu, dass Unternehmen Fehlinvestitionen verzeichnen mussten. Hart traf es die Aluminiumfabrik Menziken 1968: «Als unsere Firma ihr neues Werk, welches für Zwei- bis Drei-Schichten-Betrieb ausgelegt wurde, plante und die entsprechenden Bestellungen aufgab, war von Plafonierung noch nicht die Rede. Eine Beschränkung der Fremdarbeiterzahl wurde erst Jahre später, kurz vor Inbetriebnahme der neuen Werkanlagen angekündigt und in Kraft gesetzt. Dies hatte – und hat noch immer zur Folge – dass wir nicht einmal über die erforderliche minimale Anzahl von Arbeitskräften verfügen, um das Werk so auslasten zu können, dass wenigstens eine angemessene Amortisation möglich wäre. Heute können wir nur einen knapp einschichtigen Betrieb aufrechterhalten, dies bei einem Auftragsbestand, welcher einen Drei-Schichten-Betrieb ermöglichen würde!»³²⁴

Trotz aller Massnahmen stieg die Zahl der kontrollpflichtigen Ausländerinnen und Ausländer 1969 weiter an. Nun verordnete der Bund einen Systemwechsel und ersetzte die Betriebsplafonierung durch ein Gesamtkontingent pro Kanton.³²⁵ Damit liberalisierte der Bund den bis anhin nicht vorhandenen Arbeitsmarkt für ausländische Arbeitskräfte.

Grosser Energiehunger

Der Ausbau vom Strom- zum Atomkanton

Kohlemangel und Stromengpässe nach dem Zweiten Weltkrieg begleiteten das Wachstum einer boomenden Industrie. Nach den Bergkantonen war der Aargau mit seinen Laufkraftwerken der grösste Stromlieferant. Im Aargau wurde 1969 das erste und 1984 das letzte Kernkraftwerk der Schweiz in Betrieb genommen.

Die Nuklearindustrie spielte im Nichtuniversitätskanton eine bedeutende Rolle: Sie führte zur Ansiedlung von internationaler Forschung, schuf hochwertige Arbeitsplätze in strukturschwachen Gebieten und zog die Lagerung radioaktiver Abfälle nach sich.

— Astrid Baldinger Fuchs

Katastrophaler Kohlemangel

Auf das Kriegsende folgte der grosse Energieschock für die Schweizer Wirtschaft. Noch 1944 hatte die Schweiz 1,34 Millionen Tonnen Kohle importiert, 1945 war es ein Bruchteil davon: 213 000 Tonnen. Sogar Benzin war zu Kriegszeiten leichter erhältlich gewesen als danach: 1944 gelangten 33 440 Tonnen in die Schweiz, 1945 waren es gerade noch 10 450 Tonnen, weniger als ein Drittel. Die Branchenberichte der aargauischen Wirtschaft beschreiben eindrücklich die Notlage wegen der Abhängigkeit vom Ausland und den teilweisen Versuch, auf Elektrizität umzustellen. So wurde den Biskuit- und Zuckerwarenfabriken Holz statt Kohle zugeteilt. Der absolute Tiefpunkt dabei war, dass die Unternehmen das Brennholz am Schlag selbst sägen, spalten und abtransportieren mussten. «Diese vollkommen unproduktiven Arbeiten ermöglichten wohl das Durchhalten der Arbeiterschaft, ergaben aber einen drückenden Unkostenfaktor», lautete das Fazit der Branche.³²⁶

Nicht weniger hart traf es die Hutgeflechtindustrie im Freiamt. War es ihr endlich möglich geworden, ihre Exportprodukte trotz zerstörter Transportwege zu den Kunden zu bringen, so bahnte sich die nächste «Kalamität» an: der Mangel an Packmaterial wegen fehlender Kohle und ungenügender Stromversorgung der Kartonproduzenten. Katastrophal wirkte sich der Rückgang der Kohleeinfuhr für die aargauischen Zementwerke aus. Ihre Anlagen waren in diesem Jahr nur drei bis vier Monate in Betrieb. Daher stellten sie Versuche an

mit elektrischem Brennen von Zement. Um von der Kohle unabhängiger zu werden, installierte die Schweizerische Sodafabrik in Zurzach eine grosse Elektro-Dampfkesselanlage, allerdings erhielt sie den Strom nur im Sommer zugeteilt.³²⁷ Nur das Eisen- und Stahlwerk Oehler in Aarau konnte der Situation etwas Gutes abgewinnen: «Während der ganzen Berichtsperiode war eine sehr rege Nachfrage nach Elektrofahrzeugen zu verzeichnen, so dass in dieser seit 15 Jahren fabrizierten Spezialität der bis anhin grösste Umsatz pro Jahr erreicht wurde.»³²⁸

Keine Stromgarantie im Energiekanton

Der Wasserreichtum der grossen Flüsse im Aargau wurde ab den 1890er-Jahren zur Elektrizitätsgewinnung genutzt und führte zur Entwicklung einer starken Elektrobranche im Kanton. Prägend für die schweizerische Energiepolitik waren die Unternehmen Brown, Boveri & Cie. (BBC), Motor-Columbus AG und die Nordostschweizerische Kraftwerke AG (NOK) mit ihren Hauptsitzen in Baden (siehe «Stromgeschäft», S. 360). Mit dem Bau von Niederdruckkraftwerken hatte sich der Aargau bis Mitte der 1950er-Jahre neben den Bergkantonen zum grössten Schweizer Stromproduzenten entwickelt.

Der Strommangel prägte die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg. Nur im Sommerhalbjahr bot der Wasserstand der Flüsse wegen der Schneeschmelze eine Stromgarantie. Bei nicht genügend gefüllten Stauseen im Herbst erlaubte das Bundes-

amt für Industrie und Arbeit eine Ausnahme vom Fabrikgesetz: Betriebe mit einem Stromverbrauch von mehr als 15 000 Kilowattstunden im Monat durften Arbeit vorholen und ausgefallene Stunden nachholen, ohne einen Überzeitzuschlag von 25 Prozent zu entrichten. Eine andere Strategie war, den Vielverbrauchern weniger zuzuteilen. So bestand für die stromintensive chemische Industrie keine Liefergarantie.³²⁹ Das veranlasste die NOK, mit Öl betriebene Gasturbinenanlagen in Beznau (1948) und Weinfelden (1950) zu erstellen. Die Gesamtleistung aller thermischen Kraftwerke belief sich in der Schweiz auf 210 Megawatt, die beiden Werke Beznau (40 MW) und Weinfelden (20 MW) waren damals die grössten.³³⁰

Die unberechenbare Wasserführung der Flüsse, eine Industrieproduktion, die je nach Konjunkturphase mal mehr oder weniger Strom verlangte, sowie saisonale Bedürfnisse von Gewerbe und Haushalten liessen das grosse NOK-Netz in acht Kantonen buchstäblich an seine Grenzen stossen. Das führte zum Ausbau eines Verbundnetzes mit anderen Elektrizitätswerken, das den gegenseitigen Energieaustausch im grossen Stil ermöglichte und auch das Ausland miteinschloss.

Grenzkraftwerk Laufenburg: vom Stromtausch zum Stromhandel

Innerhalb der schweizerischen Elektrizitätswirtschaft spielte das Grenzkraftwerk Laufenburg (KWL) eine entscheidende Rolle. Seit seiner Gründung 1908 belieferte es das badische Gebiet und einige Gemeinden in der Schweiz mit Strom. In den 1930er-Jahren beteiligte sich das Werk an der Schluchseewerk AG und sicherte sich Strom in Spitzenzeiten. Nach dem Zweiten Weltkrieg rückte das KWL von der lokalen Versorgung ab und begann, den nationalen Markt mit Strom aus dem Ausland zu bedienen. Die einmalige Grenzlage begünstigte den Austausch mit Frankreich und Deutschland.

Unmittelbar nach dem Krieg fehlte es Frankreich an Devisen, und so behalf man sich mit Tauschgeschäften. Als Gegenleistung für Schweizer Elektroanlagen lieferte die *Électricité de France* Kilowattstunden. Erstmals importierte das Kraftwerk Laufenburg im Winter 1946 Strom in bedeutendem Umfang. Und für Lieferungen im Wert von 14 Millionen Franken an das Kraftwerk Dieppedalle bei Rouen erhielt das KWL während sieben Jahren bis 1957 Winterenergie. Solche Geschäfte wurden wiederholt abgeschlossen. Die Abmachungen waren zeitlich begrenzt, doch verschafften sie der schweizerischen Elektrizitätswirtschaft Luft, um eigene hydraulische Energiequellen in den Alpen zu erschliessen, welche die umfangreichen Importe ablösten. Der Stromhandel via Laufenburg versprach eine wirtschaftliche Win-win-Situation. Thermische Energie aus dem Ausland ergänzte die Schweizer Wasserkraft im Winter, und der überschüssige Sommerstrom trug zur Verbilligung der elektrischen Energie in der Schweiz bei. Zudem erlaubte dessen Export, Deutschland und Frankreich Kohle, Öl oder Gas einzusparen. Das Kraftwerk Laufenburg baute in den folgenden Jahren dieses Geschäftsfeld aus und beteiligte sich an der Erstellung neuer Wasserkraftwerke in den Alpen.³³¹

Schon vor dem Zweiten Weltkrieg existierte im 50-Kilovolt-Unterwerk Kaisterfeld eine Verbindung mit dem Netz der NOK. Doch erst der Ausbau auf 150-Kilovolt-Leitungen und die Erstellung eines Unterwerks ermöglichten die Weiterleitung von grösseren Mengen. In den 1950er-Jahren genügte diese Leitungen nicht mehr. Die Beteiligungen an den neuen Wasserkraftwerken in Graubünden und im Wallis führten zum Bau von Leitungstransportkapazitäten von 220 Kilovolt mit den entsprechenden Schaltanlagen. Der Stromaustausch zwischen den getrennten Netzen der verschiedenen Gesellschaften war eine technische Herausforderung. Das Schaltpersonal im Unterwerk nahm von den Energieplanern die Liefer- und Bezugsanfragen der anderen Elektrizitätsgesellschaften entgegen und schaltete Maschinengruppen zu oder weg. Aus dem Grenzkraftwerk Laufenburg mit bestimmten Versorgungsaufgaben war ein Verbundunternehmen mit Beteiligungen an mehreren anderen Kraftwerkgesellschaften und eine gewichtige Stromhändlerin geworden. 1956 kam es zur Aufgabenentflechtung und zur Gründung der Elektrizitätsgesellschaft Laufenburg, an welcher die international tätige Zürcher Beteiligungs- und Finanzierungsunternehmung Elektrowatt die Mehrheitsbeteiligung innehatte.³³²

Energie muss günstig sein

In den Jahrzehnten vor dem Zweiten Weltkrieg hatten die Stromproduzenten die Erfahrung gemacht, dass es schwierig war, die auf einen Schlag zusätzlich gewonnene grosse Energiemenge eines neu erstellten Kraftwerks abzusetzen. Denn der Bedarf nahm in kleinen Schritten zu und bei schlechtem Wirtschaftsgang auch wieder ab. Die anhaltend gute Konjunkturlage nach dem Krieg steigerte den Energiebedarf jedoch stetig, er wurde berechenbar. Im Verbreitungsgebiet der NOK war die Wachstumszunahme von Industrie und Bevölkerung sogar noch stärker als in der übrigen Schweiz. Im Aargau entstanden die letzten grossen Flusskraftwerke: 1953 Wildegg-Brugg, 1966 Säkingen. Ab den 1950er-Jahren plante die NOK – analog zur EGL – den umfassenden Ausbau von Speicherkraftwerken in den Alpen und beteiligte sich an Partnergesellschaften.³³³

Zwei Prämissen galten damals: Die Abhängigkeit vom Ausland sollte klein gehalten werden, und Strom musste um jeden Preis günstig sein. Eine Strategie, um die Stromkosten tief zu halten, bestand darin, dass die NOK 1958 in den USA Kohle beschaffte, um in ausländischen Kraftwerken Winterstrom für die Schweiz produzieren zu lassen. 1959 nahm die NOK die erste Hochspannungsverbindung zwischen der Schweiz und Österreich in Betrieb und bezog Speicherenergie aus dem Vorarlberg. In Rütli (SG) versuchte die NOK, ein thermisches Kraftwerk zu planen, stiess aber bereits auf Ebene der Gemeindebehörde, welche sich gegen die schwefelhaltigen Emissionen wehrte, auf Widerstand. Die NOK trat 1954 einem Konsortium für Erdölforschung in der Schweiz bei.³³⁴

Ab Mitte der 1950er-Jahre zeichnete sich eine neue Energieform ab, als 1956 in England mit Calder Hall das erste kommerziell betriebene Atomkraftwerk ans Netz ging. Konkrete Pläne in



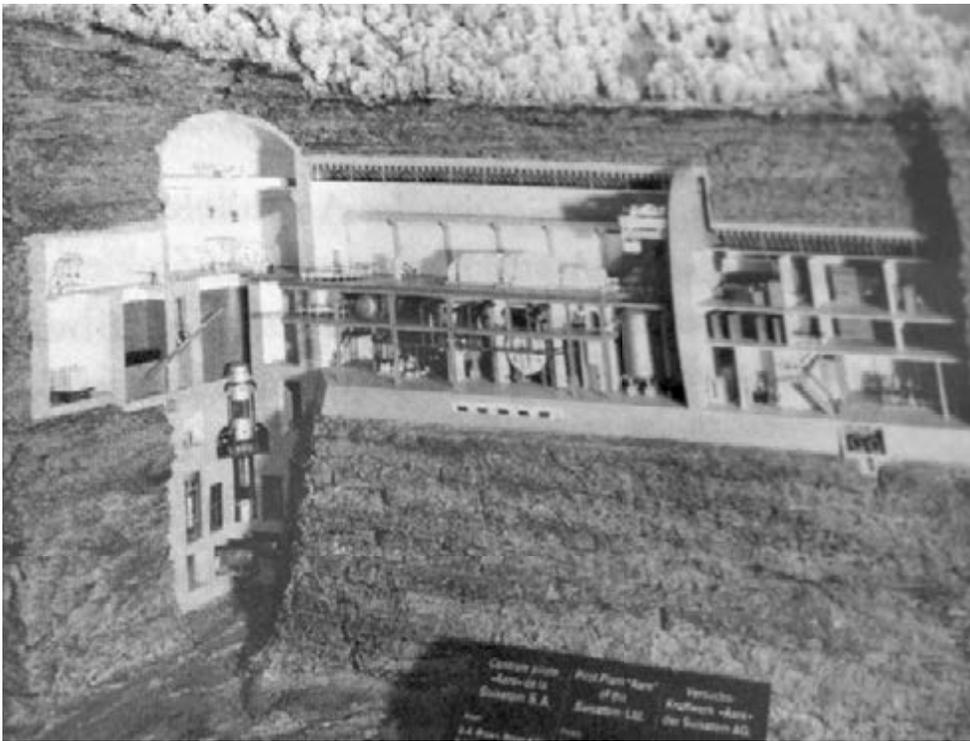
293 Elektrowagen von Oehler in der Hocosa-Strickerei Safenwil, 1947. Die höhere Verfügbarkeit von Strom anstelle der importierten Kohle führte im Aargau dazu, dass manche Betriebe auf Elektroantrieb umstellten und sich Elektrokessel anschafften.



294 Das thermische Kraftwerk mit Öltanks 1964, links davon das Tonwerk. Um Bedarfsschwankungen auszugleichen, erstellte die NOK in Dörtingen, vis-à-vis des Flusskraftwerks Beznau, 1948 ein thermisches Kraftwerk mit vierzig Megawatt Leistung.



295 Kraftwerk Beznau, 1964. Die frühe Nutzung des Wasserreichtums begründete den Ruf des Energiekantons Aargau. Das Laufkraftwerk Beznau aus dem Jahr 1902 legte den Grundstein für die NOK. Zusammen mit dem Speicherkraftwerk Löntsch bildete es schon früh einen Verbund, der Bandenergie mit Spitzenenergie aus Speicherseen ergänzte.



296 Frühe Atomenergiepläne im Aargau: Das Modell zeigt das Suisatom-Versuchskraftwerk «Aare» mit zwanzig Megawatt Leistung. Es wäre in einer Kaverne unter dem Gelände des PSI in Villigen gebaut worden. Den Reaktor hätte General Electric geliefert, die BBC den konventionellen Teil. 1959 stoppte der Bund das Projekt.



297 Modellaufnahme eines geplanten Kohlekraftwerks in Sisseln: Die Wasserkraft deckte den steigenden und schwankenden Strombedarf nicht mehr. Thermische Kraftwerke galten daher als Zwischenlösung, bis Atomenergie wirtschaftlich wurde. 1963 sistierte die Elektrowatt das Projekt.



298 Gründungsakt der Reaktor AG im Kurtheater Baden, 1. März 1955. Der Industrielle Walter Boveri jun. (rechts) und der Kernphysiker Paul Scherrer waren die treibenden Kräfte der schweizerischen Atomtechnologieentwicklung. Das abgebildete Modell zeigt die schweizerische Eigenentwicklung, den Forschungsreaktor «Diorit». Er wurde 1960 in Würenlingen in Betrieb genommen.



299 Protest der Gruppe «Gewaltfreie Aktion gegen das Atomkraftwerk Kaiseraugst» vor der Bautafel Leibstadt, 1975. Doch der erste Widerstand kam vonseiten der Konkurrenz. 1966 ritt NOK-Direktor Fritz Aemmer (†1990) «eine scharfe Attacke gegen den Bau der geplanten Atomkraftwerke von Kaiseraugst und Leibstadt». Diese entsprächen keiner dringenden Notwendigkeit und würden von Unternehmen erstellt, die über kein eigenes Absatzgebiet verfügten, sondern den Strom ins Ausland abführten.



300 Im unteren Aaretal sind drei Kernkraftwerke, die Nuklearforschung sowie das Zwischenlager für hoch radioaktive Abfälle angesiedelt. Das Bild von 1974 zeigt rechts der Aare das EIR (Würenlingen), über die Brücke damit verbunden das SIN (Villigen), im Hintergrund die Kernkraftwerke Beznau I und II (Döttingen).



301 Geplant, bewilligt, gebaut: Die Erstellung des ersten Atomkraftwerks Beznau I dauerte von der Ankündigung 1964 bis zur Eröffnung fünf Jahre. Das Bild zeigt die Lieferung des Reaktors der amerikanischen Firma Westinghouse 1967. Es ist heute das älteste in Betrieb stehende AKW der Welt.



302 Leibstadt im Bau, 1974. Das dritte Kernkraftwerk im Aargau war das grösste in der Schweiz und kostete über fünf Milliarden Franken. Ab 1964 geplant, erwarb die Elektrowatt für rund zehn Millionen Franken das Land von fünfzig Bauern. Nach zwanzig Jahren Planungs- und Bauzeit wurde 1984 der Reaktor in Betrieb genommen.



303 Die Fässer stehen 1976 bereit für eine Zugreise durch Europa. Behälter mit radioaktiven Abfällen gelangten mit der Bahn von Siggenthal Station nach Holland, wo der Atommüll auf Schiffe verladen und im Atlantik versenkt wurde.



304 Der Plasmaofen im Zwischenlager Würenlingen ist weltweit die erste Anlage, in der leicht radioaktive Abfälle mit einem Hochleistungs-Plasmabrenner bei einigen Tausend Grad Celsius aufgeschmolzen werden. Die Radioaktivität wird durch das Verbrennen nicht verringert, doch das Volumen verkleinert.

«Stern von Laufenburg» – Stromdrehscheibe Europas

Das Grenzkraftwerk Laufenburg hatte nach dem Krieg unter der Federführung der Elektrowatt in den Ausbau eines leistungsfähigen Netzes mit Höchstspannungsleitungen und Schaltanlagen investiert und damit das Import- und Exportgeschäft ausgebaut. 1958 wurden die Stromnetze von Frankreich, Deutschland und der Schweiz erstmals auf der 220-Kilovolt-Spannungsebene zusammengeschaltet – eine europäische Premiere. Die als «Stern von Laufenburg» benannte Schaltanlage legte den Grundstein für das europäische Stromnetz. In den 1960er-Jahren wickelte sich der internationale Energieaustausch über das 380-Kilovolt-Höchstspannungsnetz ab. Zur Einweihung der ersten 380-Kilovolt-Schaltanlage in Laufenburg hiess es 1968 von deutscher Seite: «Nicht zu Un-

recht hat man von Laufenburg als von der Drehscheibe des europäischen Stromaustausches gesprochen. [...] auch der Austausch zwischen den verschiedensten anderen Ländern wie Österreich, Belgien, Holland, Italien und Jugoslawien geht über die Laufenburger Sammelschiene.»¹

Die ab 1956 formierte Elektrizitätsgesellschaft Laufenburg (EGL) spielte nun in der grossen Liga und gehörte in den 1960er-Jahren zum Klub der «Grossen Zehn» in der Schweizer Energiewirtschaft. Kaufte und verkaufte die Gesellschaft 1956/57 noch 1,5 Milliarden Kilowattstunden Strom, so verdreifachte sie ihren Umsatz auf 4,2 Milliarden Kilowattstunden in den Jahren 1968/69. Der Leistungsausbau ging weiter, die EGL investierte in Wasserkraftwerke, in Kernkraftwerke in Frankreich (Bugey) und diejenigen von Leibstadt, Kaiseraugst und Gösgen.²

Im Zuge der Liberalisierung des Schweizer Strommarkts entstand 2006 die Netzgesellschaft Swissgrid. Das Stromversorgungsgesetz von 2008 verlangte eine nationale Gesellschaft für das schweizerische Übertragungsnetz. Bis 2013 übernahm Swissgrid die Höchstspannungsnetze und Schaltanlagen der NOK, der EGL und anderer Werke. Im Jahr 2018 zog die Netzleitstelle von Laufenburg nach Aarau. Operateure überwachen dort das Übertragungsnetz und sorgen dafür, dass die Produktion und der Verbrauch von Strom in der Schweiz im Gleichgewicht sind. Zudem koordiniert Swissgrid heute die Netznutzung im europäischen Austausch.

1 25 Jahre Elektrizitätsgesellschaft Laufenburg 1982, 38.

2 25 Jahre Elektrizitätsgesellschaft Laufenburg 1982, 24–33, 38.

305 Der «Stern von Laufenburg»: Die Schaltanlage der Elektrizitätsgesellschaft Laufenburg machte die Aargauer Grenzstadt zum Strommittelpunkt Europas. 1970 war auf dem Gebiet der Stromerzeugung und -verteilung der Zusammenschluss mit Europa längst umgesetzt.



306 Verbundnetz 380/220-Kilovolt, 1972: Keine Landesgrenze behinderte den Energiefluss über das Höchstspannungsnetz. Die schwarz eingetragenen Leitungen waren entweder in Besitz der Elektrizitätsgesellschaft Laufenburg oder bedeuteten Beteiligung/Transitrecht.



der Schweiz gab es vonseiten der NOK 1957: Zusammen mit drei Elektrizitätsgesellschaften gründete sie die Suisatom AG, welche in einer unterirdischen Kaverne bei Villigen ein Versuchskraftwerk mit zwanzig Megawatt plante. Die US-Firma General Electric sollte den Reaktor liefern, die BBC die Turbinen. Die Verträge lagen 1959 zur Unterschrift bereit, als der Bund das Vorhaben stoppte. Die Forschungsgelder sollten für eine schweizerische Eigenentwicklung eingesetzt werden.³³⁵

Keimzelle der Kernenergie im Aargau

Paul Scherrer (1890–1969), ETH-Professor und eine Koryphäe auf dem Gebiet der Kernphysik, beschrieb 1945 in der *Neuen Zürcher Zeitung* (NZZ) erstmals die Möglichkeiten der Atomenergie und erklärte, dass für die Energiewirtschaft ein neues Zeitalter anbreche, in dem «wir von der Kohle loskommen können».³³⁶ Diese Überzeugung teilte er mit Walter Boveri junior (1894–1972), dem Verwaltungsratspräsidenten der BBC. Für Boveri war klar: Die neue Technik passte zur industriellen Grundlage der Schweiz und zum Lieferprogramm der Maschinenfabriken im Aargau.³³⁷ Boveri sah die Bedeutung der Kernenergie als Unternehmer, Scherrer brachte das wissenschaftliche Rüstzeug mit, und beide waren hervorragend vernetzt in Wirtschaft, Wissenschaft, Militär und Politik. Sie entwickelten die Idee eines von der Privatwirtschaft getragenen Forschungszentrums für den Bau und Betrieb eines Studienreaktors.³³⁸ Die Bemühungen trugen Früchte und führten zur Gründung der Reaktor AG in Würenlingen. Anlässlich des Gründungsaktes am 1. März 1955 verkündete Walter Boveri: «Mit ganz geringen Ausnahmen ist die gesamte schweizerische Industrie an der Reaktor AG beteiligt. [...] Und da ausserdem die Zusammenarbeit mit den Hochschulen, insbesondere der ETH, gesichert erscheint, darf füglich behauptet werden, dass das gesamte schweizerische Wissen und sämtliche Forschungsmöglichkeiten unseres Landes der jungen Reaktor AG zur Verfügung stehen werden.»³³⁹

Als im August 1955 in Genf die erste internationale Konferenz über die zivile Verwendung von Atomenergie stattfand, erwarben Paul Scherrer und Walter Boveri das Ausstellungsmodell, den amerikanischen Swimmingpool-Reaktor «Saphir». Am 17. Mai 1957 wurde der Reaktor im Beisein von Bundesrat Max Petitpierre (1899–1994) in Würenlingen in Betrieb genommen.³⁴⁰ Der zweite Reaktor, «Diorit», die schweizerische Eigenentwicklung eines Schwerwasserreaktors, die auch militärischen Forschungszwecken diene, ging 1960 in Betrieb. Im selben Jahr übernahm der Bund die Reaktor AG mit 300 Mitarbeitenden als Eidgenössisches Institut für Reaktorforschung (EIR). Es diene nicht nur für Experimente, sondern auch zur Ausbildung von Reaktortechnikern und für die Erprobung von Strahlenschutzmassnahmen.³⁴¹ 1968 entstand eine zweite Forschungsstätte am gegenüberliegenden Aareufer in Villigen, das Schweizerische Institut für Nuklearforschung (SIN). 1988 fusionierten das EIR und das SIN zum Paul Scherrer Institut (PSI).

Im unteren Aaretal entstand in den folgenden Jahrzehnten eine Forschungsstätte mit internationalem Ansehen. Um das Jahr 2000 arbeiteten allein am PSI etwa 1200 Personen aus über 45 Nationen, die sich mit Festkörperforschung, Materialwissenschaften, Elementarteilchenphysik, Biowissenschaften, medizinischer Strahlentherapie, nuklearer und nicht-nuklearer Energieforschung sowie energiebezogener Umweltforschung befassten.³⁴²

Kernkraft wird billig: Erlösung für die NOK

1940 belief sich der Stromumsatz der NOK auf eine Milliarde Kilowattstunden, 1957 waren es drei Milliarden, 1961 bereits vier Milliarden. Den Auftrag, den im Verbreitungsgebiet abzusetzenden Strom selbst zu produzieren, konnte die NOK nicht mehr erfüllen. Absehbar war ein weiterhin steigender Strombedarf, aber auch die Tatsache, dass Auflagen der erstarkten Naturschutzbewegung den Ausbau von Wasserkraftprojekten verteuerten und thermische Kraftwerke bereits auf Behördenebene auf Widerstand stiessen (siehe «Flussauen», S. 135).

1964 war die NOK die grösste Elektrizitätsgesellschaft der Schweiz, als sie den Einstieg ins Atomzeitalter im Alleingang ankündigte und damit der nationalen Energiepolitik eine neue Ausrichtung gab, was auch von Umweltschutzverbänden begrüsst wurde.³⁴³ Rund ein Viertel des gesamtschweizerischen Bedarfs oder fünf Milliarden Kilowattstunden betrug der Stromumsatz der NOK. Sie musste 1964 etwa zwei Milliarden Kilowattstunden Fremdstrom einkaufen.³⁴⁴ Die Ankündigung kam überraschend. Noch 1963 hiess es, der Bau von Atomkraftwerken sei unwirtschaftlich. Doch das Blatt hatte sich in kürzester Zeit gewendet: Die amerikanischen Firmen Westinghouse und General Electric versuchten, im europäischen Markt Fuss zu fassen, und boten schlüsselfertige Referenzanlagen mit Garantien zu einem Fixpreis an. Wie sich später herausstellte, waren es Dumpingpreise.³⁴⁵ Westinghouse offerierte der NOK zudem eine günstige Option: die Erstellung eines zweiten, typengleichen Werks zum selben Preis. Das von der NOK bestellte Kernkraftwerk mit einer Leistung von 350 Megawatt und einer Jahresproduktion von 2,5 Milliarden Kilowattstunden kostete 350 Millionen Franken. Die angekündigte Leistung von Beznau I übertraf die Stromproduktion des damals grössten Wasserkraftwerks der Schweiz, der Grande Dixence im Wallis.³⁴⁶ Kernkraft war nun vermeintlich wirtschaftlich geworden. Die Gelegenheit war so günstig, dass die NOK das bereits im Bau befindliche Laufwasserkraftwerk Koblenz-Kadelburg sistierte, in das sie bis 1963 schon zwölf Millionen Franken investiert hatte.³⁴⁷

Grosse Wassermengen waren für die Flusskühlung eines Kernkraftwerks unabdingbar. Die Beznau-Insel im Gemeindegebiet Döttingen lag ideal, abseits von Siedlungen, und gehörte der NOK. Zudem bestanden bereits grosse Stromverteilanlagen mit 220-Kilovolt-Leitungen, und das EIR in unmittelbarer Nähe bot ein Reservoir an Fachkräften.³⁴⁸ Im September 1965 erfolgte der Baustart von Beznau I, 1966 die Ankündigung für den Bau des zweiten Atomkraftwerks, Beznau II. Mit dem Einstieg in die Atomenergie verbunden

Das Netzwerk im Stromgeschäft

Federführend an der Einführung der Nukleartechnologie waren drei Unternehmen mit Sitz in Baden: die BBC (Generatoren und Turbinenbau), die Motor-Columbus AG (Projektleitung Kaiseraugst, Gösgen), die Nordostschweizerische Kraftwerke AG (Bauherrin Beznau I + II). Die Elektrizitätsgesellschaft Laufenburg war die europäische Stromdrehzscheibe und via Elektrowatt (Projektleitung Leibstadt) sowohl am AKW Kaiseraugst als auch Leibstadt beteiligt.

1960 beteiligten sich die folgenden acht Kantone an der NOK: Zürich, Aargau, St. Gallen, Appenzell Ausserrhoden, Thurgau, Schaffhausen, Glarus und Zug. Der Kanton Aargau (28 %) verzeichnete nach dem Kanton Zürich (36 %) die grösste Beteiligung an der NOK. Im Verwaltungsrat der NOK vertreten waren vorwiegend Ständeräte, Nationalräte und Regierungsräte der beteiligten Kantone. Das Präsidium und das Vizepräsidium hielten in den 1960er-Jahren der Aargau und Zürich. 2009 erfolgte die Überführung der NOK

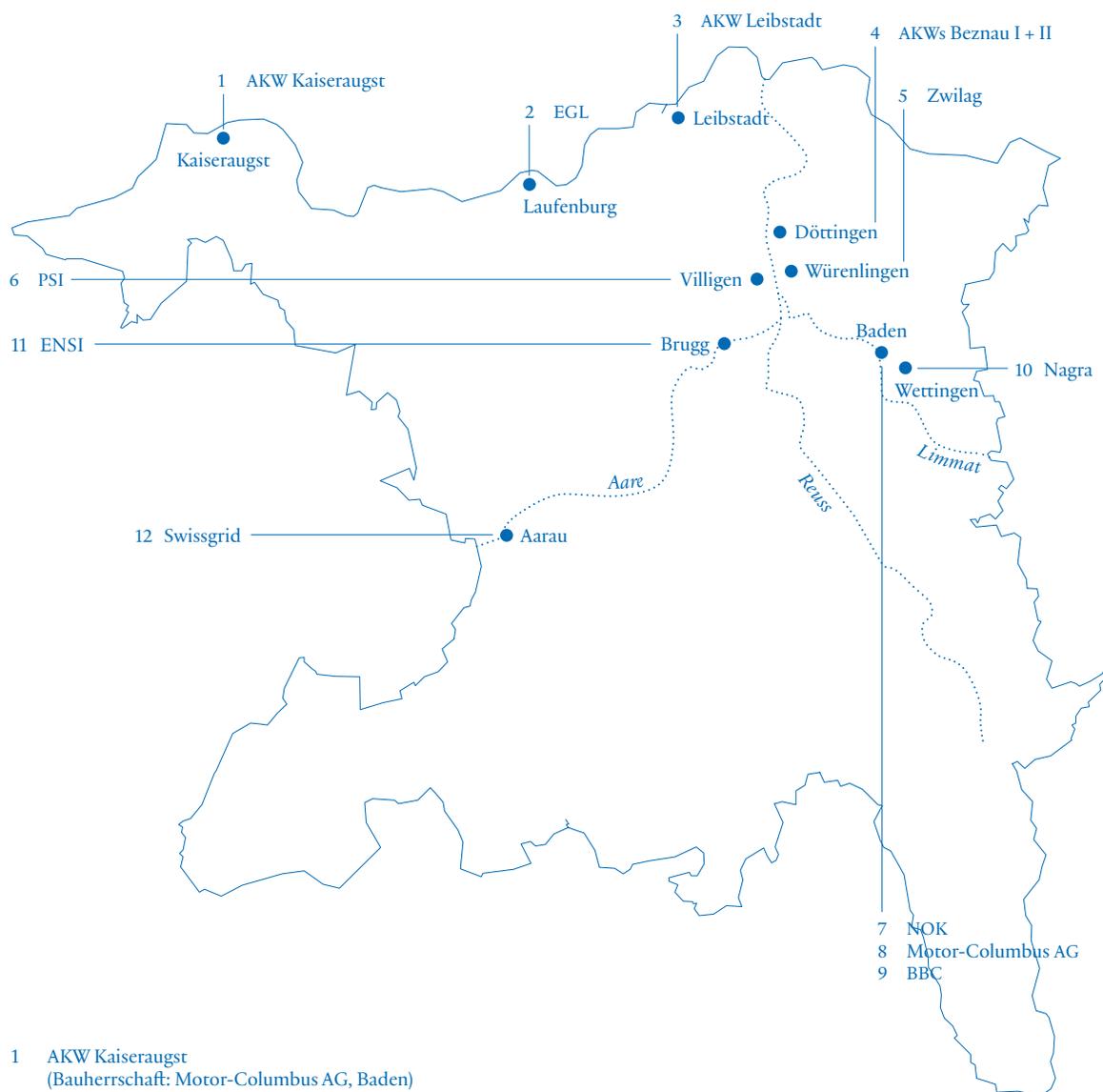
in die Axpo Holding. Die Aktien der Axpo Holding sind vollständig in der Hand der nordostschweizerischen Kantone und deren Kantonswerken. Damit sind die Kantone zu hundert Prozent Besitzer der Kernkraftwerke Beznau I + II, zu 58 Prozent von Leibstadt und zu 37,5 Prozent von Gösgen.¹

1 «Axpo Holding», Wikipedia (Online-Quelle).

307 Verwaltungsgebäude der NOK und der Motor-Columbus AG, Fabrikationshallen des Weltkonzerns BBC, 1964. Die Schaltstelle der Schweizer Strompolitik lag in Baden. Die drei Unternehmen bauten und planten zusammen mit der Elektrowatt (Mehrheitsbeteiligung an der Elektrizitätsgesellschaft Laufenburg) die Stromversorgung der Schweiz.



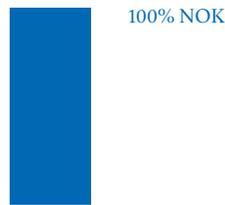
Akteure im nuklearen Stromgeschäft



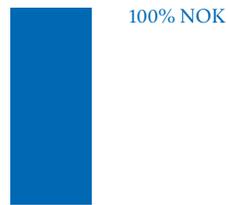
- 1 AKW Kaiseraugst
(Bauherrschaft: Motor-Columbus AG, Baden)
- 2 EGL Laufenburg
(Elektrizitätsgesellschaft Laufenburg, Stromhandel, Beteiligung: Elektrowatt, mit Grossaktionär Schweizerische Bankgesellschaft SBG – heute UBS)
- 3 AKW Leibstadt
(Bauherrschaft: Elektrowatt)
- 4 AKWs Beznau I und II
(Bauherrschaft: NOK, Beteiligung: Kantone)
- 5 Zwiilag, Zwischenlager Würenlingen AG
(Aktionäre: AKW-Betreibergesellschaften)
- 6 PSI, Paul Scherrer Institut
(hervorgegangen aus Reaktor AG/EIR und SIN)
- 7 NOK, Nordostschweizerische Kraftwerke AG – heute Axpo, mit Hauptsitz in Baden
- 8 Motor-Columbus AG
(Hauptsitz: Baden, Finanzierungsgesellschaft, Ingenieurunternehmen, bis 2007, dann Atel Holding, seit 2009 Alpiq Holding)
- 9 BBC, heute ABB
- 10 Nagra, Nationale Gesellschaft für die Lagerung radioaktiver Abfälle
(Sitz in Wetingen)
- 11 ENSI, Eidgenössisches Nuklearsicherheitsinspektorat
(Sitz in Brugg)
- 12 Swissgrid
(nationale Netzgesellschaft, Strombörse; Kontrollzentrum in Aarau)

Kernkraftwerkbeteiligungen 1967–1973

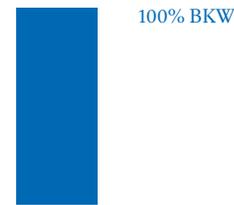
Kernkraftwerk Beznau I
Projektleitung: Nordostschweizerische Kraftwerke AG (NOK)
Inbetriebnahme: 1969



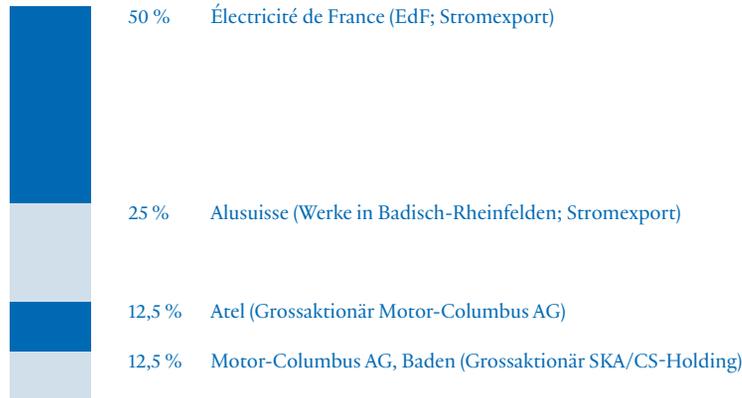
Kernkraftwerk Beznau II
Projektleitung: NOK
Inbetriebnahme: 1971



Kernkraftwerk Mühleberg
Projektleitung: Berner Kraftwerke (BKW)
Inbetriebnahme: 1972



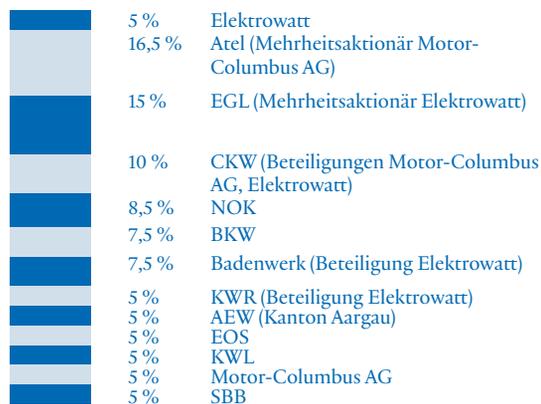
Studienkonsortium Kaiseraugst: Beteiligungen 1967
Projektleitung: Motor-Columbus AG, Baden



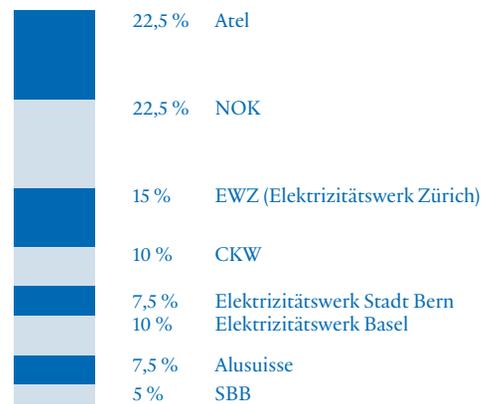
Kernkraftwerk Kaiseraugst: Beteiligungen 1973
Projektleitung: Motor-Columbus AG, Baden
Projektaufgabe: 1988



Kernkraftwerk Leibstadt: Beteiligungen 1973
Projektleitung: Elektrowatt, Geschäftsleitung: Elektrowatt
Inbetriebnahme: 1984



Kernkraftwerk Gösgen: Beteiligungen 1973
Projektleitung: Motor-Columbus AG, Geschäftsleitung: Atel
Inbetriebnahme: 1979



Grafik 56 Investoren (Banken, Kantone, Elektrizitätswerke) und Abnehmer hinter den Atomkraftwerken. Plante und baute die NOK ihre Werke primär für das eigene Absatzgebiet, so zeigen die Beteiligungen an Kaiseraugst, dass 75 Prozent des Stroms ins Ausland abgeführt worden wären. Die veränderten Besitzverhältnisse bis 1973 sollten den nationalen Charakter des Projekts hervorheben. Quellen: Kupper 2003, 82–84; Seiler, Steigmeier 1998, 206.

war ein Konzeptwechsel der Stromproduktion auf Pump-Speicher-Betrieb.³⁴⁹ 1969 nahm Beznau I als erstes AKW der Schweiz den Betrieb auf.

Kaiseraugst: Atomstrom für das Ausland

Andere sprangen auf den Zug auf. Kerntechnologie ist eine wissensintensive Spitzen- und Grosstechnologie. Nur wenige sollten den zukünftigen Nuklearmarkt unter sich aufteilen. Die Badener Firma Motor-Columbus AG war bis Anfang der 1960er-Jahre an rund einem Drittel der in der Schweiz laufenden Wasserkraftwerkprojekte beteiligt. 1963 übernahm Michael Kohn (1925–2018), einer der beiden Direktoren, das Atomdossier und präsentierte 1966 die Pläne für den Bau eines Atomkraftwerks in Kaiseraugst. 1965 hatte die Firma Elektrowatt ihren Einstieg in die Kernenergie mit dem Bau eines Werks in Leibstadt angekündigt. Im Unterschied zu Beznau wurden diese zwei AKWs von einem Konsortium aus verschiedenen Stromabnehmern getragen, die den Absatz garantierten und den Strom auch ins Ausland exportierten. In einem kurzen Zeitfenster waren in der Schweiz bis 1972 alle später zu bauenden Kernkraftwerke aufgelegt worden und hatten vom Bundesrat die Standortbewilligung erhalten. Die Konkurrenzsituation brachte die Projekte jedoch ins Stocken. In der Folge beteiligten sich die verschiedenen Konsortien gegenseitig an ihren Unternehmungen (siehe Grafik 56).³⁵⁰

Anfang der 1970er-Jahre sorgte ein fundamental veränderter Umweltdiskurs dafür, dass die Kernenergie in neue gesellschaftliche Bedeutungszusammenhänge gestellt wurde und in Kritik geriet. Die Umsetzung des Gewässerschutzes hatte zum Verbot der Flusskühlung geführt, das bis dahin unbestrittene AKW-Projekt Kaiseraugst landete in den nationalen Schlagzeilen. 1971 befand ein Vorstandsmitglied der Studienkommission Kaiseraugst, aus «psychologischen Gründen» sei es zweckmässig, das Wort «Kernkraftwerk» anstelle von «Atomkraftwerk» zu verwenden, was auch systematisch umgesetzt wurde.³⁵¹ Kaiseraugst wurde in den folgenden Jahrzehnten zum Schweizer Symbol des Widerstands gegen Atomkraftwerke. Nach anhaltenden Protesten und der Besetzung des Baugeländes war das Projekt nicht mehr durchführbar. 1988 kam das Aus (siehe «Anti-AKW-Bewegung», S. 241 und 244f.).³⁵²

Im Schatten von Kaiseraugst wird Leibstadt gebaut

Seit 1963 plante die Elektrowatt ein eigenes Kernkraftwerk und erwarb in den folgenden Jahren in Leibstadt von rund fünfzig Besitzern etwa 200 Grundstücke. Wie viel eine Gemeinde zum AKW-Projekt zu sagen hatte, war 1972 ein Diskussionspunkt in Leibstadt. Galt die Standortbewilligung des Bundes, welcher für Kernkraftwerke zuständig war? Oder konnte eine Gemeinde ein AKW verhindern, wenn sie eine Zonenplanänderung verweigerte? Ein Professorengutachten stützte die Position der Elektrowatt. Man versprach dem Tausend-Seelen-Dorf jährlich drei Millionen Kilowatt Gratisstrom, Steuereinnahmen von einer Million Franken sowie einen Zustupf von 250 000 Franken in einen

Fonds. Mit 177 Ja- zu 78 Nein-Stimmen fielen die Würfel im Dezember 1972 zugunsten des Kernkraftwerks. Auch die Nachbargemeinden wurden später am Geldsegen beteiligt.³⁵³ Nach dem ruhigen Baustart 1974 stellten die *Basler Nachrichten* 1976 fest: «Leibstadt wird kein zweites Kaiseraugst. Vor den Besetzern ist das Areal sicher, als die 1200 Arbeiter, die in Baracken auf der Baustelle wohnen, sehr wohl wissen, was ihr Arbeitsplatz heute wert ist.»³⁵⁴ Nach dem Reaktorunfall in Harrisburg (USA) 1979 verlangte der Bund Verbesserungen und Anpassungen. Mit mehrjähriger Verzögerung nahm Leibstadt im April 1984 den Betrieb auf. Statt der geplanten zwei kostete der Bau über fünf Milliarden Franken.

Der Einstieg ins Atomzeitalter brachte niedrige Stromkosten, neue Geschäftsfelder für die Industrie und finanziellen Gewinn für die Kantone und Banken. Die Gemeinden profitierten vom tiefen Steuerfuss und von hochwertigen Arbeitsplätzen, insbesondere seit dem Niedergang der Holzindustrie im unteren Aaretal und am Rhein in den 1980er-Jahren. Die Atomausstiegsinitiative vom Mai 2003 erhielt am wenigsten Zustimmung im Kanton Aargau (77,6 % Nein-Stimmen), in der Gemeinde Leibstadt wurde sie gar mit 95,8 Prozent verworfen.³⁵⁵ Auch das revidierte Energiegesetz (Energiestrategie 2050), welches unter anderem den Bau neuer Kernkraftwerke verbot, lehnte der Aargau 2017 mit 52 Prozent ab, während es schweizweit mit 58 Prozent angenommen wurde.³⁵⁶

Abfall ohne Verfallsdatum

Als die Schweiz in die Kernenergie einstieg, wussten die Verantwortlichen um die Abfallproblematik, die damit einherging. Paul Scherrer schrieb schon 1945: «Es entstehen Spaltprodukte, welche sehr stark radioaktiv sind [...]. Mit den Mengen, die bis jetzt in den grossen Anlagen anfallen, könnten im Kriegsfall grosse Landstriche unbewohnbar gemacht werden [...]. Man sieht, dass die Vernichtung dieser Stoffe direkt ein Problem ist.»³⁵⁷ Doch es bestand kein Problembewusstsein dafür. Seit 1955 besass die Schweiz den Versuchsreaktor «Saphir». Im ersten, 1959 vom Parlament verabschiedeten Atomgesetz blieb die Entsorgung der radioaktiven Abfälle unerwähnt. Bis Anfang der 1960er-Jahre wurden schwach- und mittelaktive Abfälle aus Forschung, Industrie und Spitälern mit der Kehrichtabfuhr oder über die Abwässer entsorgt.³⁵⁸ «Was geschieht mit den radioaktiven Abfällen der Reaktor AG in Würenlingen?», fragte 1958 der Zürcher SP-Nationalrat Paul Steinmann (1893–1971) und wies auf «die Schwierigkeiten einer gefahrlosen Unterbringung» hin. Der Bundesrat schob die heikle Angelegenheit auf, indem er auf die geringe Menge Radioaktivität verwies. Provisorisch könnten diese Abfälle ohne Weiteres im Areal aufbewahrt werden, und eine Kommission zur Überwachung der Radioaktivität befasse sich mit dieser Frage.³⁵⁹

Begehrt waren die hoch radioaktiven Abfälle wegen des militärisch nutzbaren Plutoniumgehalts: Als die NOK Beznau I und II baute, schloss sie 1968

Erdölpreiskrise – Energiesparen und neue erneuerbare Energien

Im Juni 1973 beauftragte der Aargauer Regierungsrat eine Arbeitsgruppe damit, das Thema Energiebeschaffung und -bedarfsdeckung für den Kanton zu klären. Der Erdölpreisschock ab Oktober 1973 verlieh der Energiefrage eine neue Dringlichkeit, Sparen und Substitution des Erdöls waren angesagt. Das 1975 veröffentlichte «Aargauische Energiekonzept» riet dazu, Forschung zu fördern. Auch sollten umweltbelastende durch umweltfreundliche Energieformen ersetzt werden, an erster Stelle stand dabei die Kernenergienutzung.¹ Eine ähnliche Stossrichtung verfolgte ab 1974 die Eidgenössische Kommission für die Gesamtenergiekommission, präsiert vom Aargauer «Atompapst» Michael Kohn. Um die Erdölabhängigkeit zu reduzieren, wurde eine Verlagerung von Ölheizungen zu Elektroheizungen oder Wärmepumpen propagiert.² Die installierte Leistung von Elektroheizungen stieg in der Schweiz zwischen 1975 und 1990 von gut 500 Megawatt auf über 3000.³

Einen anderen Weg schlug SP-Grossrätin Ursula Mauch (*1935) ein, sie forderte 1974 in einer Motion Massnahmen zum Energiesparen mittels Wärmedämmung bei Neu- und Umbauten. Was oppositionslos überwiesen wurde, verschwand für Jahre in der Schublade.⁴ Wenn auch auf Gesetzesebene nichts geschah, so machten die ersten konkreten Umsetzungen der Alternativenergie von sich reden: Ein Pionier war Hans Steinemann (1922–2009). Einst BBC-Manager der Firma Micafil, wurde er zum Energieberater und Geschäftsführer der 1974 gegründeten Schweizerischen Vereinigung für Sonnenenergie mit Sitz in Rudolfstetten: Bereits 1968 hatte er sein Wohnhaus isoliert und entwickelte ein eigenes Kollektorsystem. Ein frühes Beispiel waren 1976 auch die in Umiken installierten Flachkollektoren (63 m²) zur Warmwasseraufbereitung und für die Schwimmbadheizung von Franz Lee (*1934). Dazu kamen eine Elektrowasser-Speicherheizung und ein Holzbrandherd mit Kachelofen. Auch öffentliche Bauten zogen nach: 1978 erzeugte eine Kollektorenanlage von 200 Quadratmetern Fläche das Warmwasser

für den Kantinenbetrieb des EIR in Würenlingen.⁵ An der Höheren Technischen Lehranstalt Brugg-Windisch nahm die Beratungsstelle für Sonnenenergie Infosolar 1980 ihren Betrieb auf.⁶ Ziel dieser Genossenschaft war es, Photovoltaik im Aargau bekannt zu machen und den Mitgliedern die Nutzung von Solarstrom im Netzverbund zu ermöglichen.

- 1 SWA, HXII 11a: Aargauisches Energiekonzept, 8.12.1975, 3, 38; Einberufung der Kommission, Juli 1973.
- 2 SWA, Energie: Die Kosten der Energieversorgung, Schweizerische Energiestiftung; SES-Report Nr. 1: Ist die GEK auf dem rechten Weg? Eine kritische Stellungnahme zum Zwischenbericht der Eidgenössischen Kommission für die Gesamtenergiekonzeption (GEK), Affoltern am Albis, 1976, 22; Lonza-Prospekt; GEK-Bericht.
- 3 Kupper 2003, 158.
- 4 Magazin Tages-Anzeiger, 25.8.1979.
- 5 SWA, Energie: Pandareport. Alternative Energie-Anlagen der Schweiz, hrsg. vom WWF Schweiz, von der Schweizerischen Vereinigung für Sonnenenergie (SSES) und der Schweizerischen Energiestiftung Schweiz (SES), 1979, 24–26, 38, 58; Gespräch und Fotos: Hannes Keller, Riniken (31.1.2020).
- 6 RR-RB 1980, 117.

308 Franz und Rita Lee aus Umiken waren begeisterte Energiepionier-Anwender: Unterwegs mit einem «Horlacherli», dem Elektroauto des Möhliner Erfinders Max Horlacher (*1931), Mitte der 1980er-Jahre.



309 Ein ungewohntes Bild bot sich Mitte der 1970er-Jahre im EIR Würenlingen: Im Herzen der Kernenergieforschung stand ein Freiluft-Prüfstand für Kollektoren. In der Abteilung Physik befasste sich eine Gruppe damit, Anlagen zu testen. Damit legte sie Grundlagen zur Akzeptanz und Normung von Sonnenenergie.



einen Vertrag mit der UKAEA, der staatlichen Atomenergiebehörde von Grossbritannien, für die Wiederaufbereitung der Brennstäbe in Windscale (Sellafield) ab. Die UKAEA gewinne aus den abgebrannten Brennelementen «die darin enthaltenen wertvollen Stoffe, speziell das schwach angereicherte Resturan und das Plutonium», schrieb die NZZ und meinte: «Durch den Abschluss dieses Vertrages sind auf viele Jahre hinaus die Beseitigung der abgebrannten, radioaktiven Brennstoffelemente und deren wirtschaftliche Verwertung für friedliche Zwecke [sic!] gesichert.»³⁶⁰ Während Jahrzehnten wurde die Entsorgungsfrage ins Ausland ausgelagert. Von 1969 bis 1982 liess die Schweiz Tausende Atomfässer im Nordatlantik versenken.³⁶¹ Ende der 1970er- und Anfang der 1980er-Jahre kam es zur Neuregelung der Verträge mit Sellafield und La Hague. Die abgeschobenen Brennstäbe mussten ab 1992 zurückgenommen werden.³⁶²

Erste Standortsuche und Gründung der Nagra

Mit der Betriebsaufnahme von Beznau II begann sich die NOK für das Gipsbergwerk in Felsenau (Full-Reuenthal) als Endlager für schwach und mittel aktive Abfälle zu interessieren. Denn die dortigen Anhydritvorkommen galten bis Ende der 1970er-Jahre als «vorzügliches Wirtsgestein».³⁶³ Beunruhigt darüber zeigte sich der Gemeinderat von Leibstadt und forderte 1973 eine Antwort auf die Frage, wie die Endlagerung des Atommülls aussehe. Doch der Aargauer Regierungsrat lehnte die Verknüpfung der Baubewilligung für das AKW in Leibstadt mit der Abfallfrage ab. Das Studienkonsortium müsse keinen Entsorgungsnachweis erbringen.³⁶⁴

1972 kam es zur Gründung der Nationalen Genossenschaft für die Lagerung radioaktiver Abfälle (Nagra) mit Sitz in Baden, seit 1991 in Wettlingen. Mitglieder waren die Kernkraftwerkbesitzer und der Bund. Anfänglich erledigte die NOK die administrativen Arbeiten der Nagra. Ab 1977 gab es eine Geschäftsstelle mit einem Leiter, denn das Thema Atomabfall war auf die politische Agenda gesetzt worden.³⁶⁵ Die Volksinitiative «Zur Wahrung der Volksrechte und der Sicherheit beim Bau und Betrieb von Atomanlagen» verlangte einen Bedarfsnachweis für AKWs, das Mitspracherecht der Bevölkerung beim Standortentscheid und die Lösung der Atommüllfrage. Sie kam 1979 zur Abstimmung.³⁶⁶ Bundesrat Willi Ritschard (1918–1983) erkannte ihre Brisanz und erklärte 1977: «Im Vordergrund aller Probleme stehen in der Öffentlichkeit die Bedenken wegen der Entsorgung. Deren Lösung ist für den Bau weiterer Kernkraftwerke entscheidend.»³⁶⁷ 1978 stellte die Nagra das Forschungsprogramm «Gewähr» vor und plante, dafür 200 Millionen Franken auszugeben. Bis 1985 werde die «dauernde sichere Entsorgung und Endlagerung» der radioaktiven Abfälle im kristallinen Gestein erreicht, versprach Ritschard, sonst müssten die Kernkraftwerke den Betrieb einstellen.³⁶⁸ Damit gelang es, vor der Abstimmung die Gemüter zu beruhigen. Elf Bohrungen plante die Nagra bis 1985 in der Nordschweiz auszuführen. In Leuggern, Böttstein und Riniken erfolgten Sondierungen ab 1982.

Das Resultat war überraschend: Die Nagra stiess in Riniken nicht auf das gesuchte kristalline Grundgebirge, sondern entdeckte Kohleflöze und heisses Thermalwasser.³⁶⁹ Nun gab es vonseiten des Bundes Fristerstreckung, und die Anforderungen wurden angepasst: Der Entsorgungsnachweis war mit dem theoretischen Konzept des Programms «Gewähr» erbracht, es fehlte nur der Standort.

Schweizer Zwischenlager für hochaktive Abfälle

Die Verzögerungen bei der Umsetzung des Entsorgungsprogramms zwangen die Kernkraftwerkbetreiber 1989, ein Zwischenlager für ihre hochaktiven Abfälle zu planen. Neben dem Paul Scherrer Institut auf dem Boden der Gemeinde Würenlingen entstand das Schweizer Zwischenlager (Zwi-lag). Gelagert werden dort seit 2001 Behälter mit den hoch radioaktiven Abfällen aus dem laufenden AKW-Betrieb sowie die Abfälle aus dem Rückbau des AKW Mühleberg. Auch das Bundeszwischenlager (BZL) mit den Abfällen aus Medizin, Industrie und Forschung steht auf dem Gelände des PSI. Die zwei Hallen des Zwischenlagers für die Trockenlagerung von abgebranntem Brennstoff sowie von schwach aktiven Abfällen befinden sich auf dem Gelände des AKW Beznau.³⁷⁰

Nach dem Aus im Kristallingestein akzeptierte der Bundesrat ein Konzept für ein Endlager im Opalinuston. Ende 2004 leitete der Bund unter dem Namen «Sachplan geologisches Tiefenlager» die nächste Phase der Standortsuche für ein Endlager für alle radioaktiven Abfälle in der Schweiz ein.³⁷¹ Drei Standorte in den Kantonen Aargau und Zürich standen 2020 im Fokus der Untersuchungen: der Bözberg, «Nördlich Lägern» im Nordwesten von Bülach und das Zürcher Weinland.

Trotz des nicht gelösten Abfallproblems reichte die Axpo 2008 das Gesuch um eine Rahmenbewilligung für ein neues Kernkraftwerk Beznau III ein, welches 2010 vom Eidgenössischen Nuklearsicherheitsinspektorat (ENSI) gutgeheissen wurde. Es lag am Bundesrat, das Vorhaben zu bewilligen, als sich am 11. März 2011 in Fukushima (Japan) ein Super-GAU ereignete. Dieser erschütterte das Vertrauen der Öffentlichkeit in die Kernkraft nachhaltig. Die Aargauer Bundesrätin und Energieministerin Doris Leuthard (*1963) stellte die Weichen neu. Noch 2011 beschloss der Bundesrat den schrittweisen Ausstieg aus der Kernenergie und leitete damit einen Wendepunkt in der Schweizer Energiepolitik ein (siehe «Doris Leuthard», S. 245). Im Dezember 2019 ging mit Mühleberg das erste Kernkraftwerk vom Netz.³⁷²

Von der Industrie- zur Informationsgesellschaft

Wirtschaft und Beschäftigung nach 1970

Die Aufgabe der internationalen Währungsordnung von Bretton Woods, das Ende des Kalten Kriegs und die Bildung des Europäischen Wirtschaftsraums schufen grundlegend neue Rahmenbedingungen für die Aargauer Unternehmen. Der geschützte Binnenmarkt löste sich in der deregulierten und globalisierten Wirtschaft auf. Sockelarbeitslosigkeit und Teilzeitarbeit charakterisierten fortan eine veränderte Arbeitswelt mit einem nun dominierenden Dienstleistungssektor. Die Deindustrialisierung veränderte Städte und Dörfer erneut. —
Astrid Baldinger Fuchs

Weltkonjunktur trifft Aargau

Schwarze Wolken zogen schon vor der Konjunkturkrise Mitte der 1970er-Jahre auf. Für verschiedene binnenorientierte Branchen zeichnete sich gegen Ende der 1960er-Jahre eine Marktsättigung ab, verstärkt durch billige Importe. Für exportorientierte Unternehmen wurden dagegen die Zölle der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) zunehmend zum Problem.³⁷³ Das Badener Unternehmen Brown, Boveri & Cie. (BBC) verlagerte deshalb gewisse Serienerzeugnisse und auch moderne Produkte wie die Halbleiterfabrikation ins Ausland.³⁷⁴ Sprecher + Schuh sah sich 1971 wegen der verstärkten europäischen Integration zu Preiskonkzessionen veranlasst.³⁷⁵ Aargauer Möbelfirmen, bedrängt durch Importe von Grossserien mit günstiger Massenfertigung, versuchten, die höheren Zölle durch die Abgabe von Lizenzen an ausländische Firmen zu umgehen.³⁷⁶

Trotz Hochkonjunktur berichteten Zeitungen, dass schweizweit grosse Betriebe aus verschiedenen Gründen reorganisiert wurden und eine hohe Zahl von Arbeiterinnen und Arbeitern die Kündigung erhielt.³⁷⁷ Im Aargau gab es 1972 mehr Betriebsschliessungen als Neugründungen.³⁷⁸ So liquidierte die Baumwollspinnerei Wettingen 1972 ihren Betrieb.³⁷⁹ Die Amag kommunizierte im März 1972 den Abbau von achtzig Arbeitsplätzen im Montagewerk Schinznach-Bad. Auslöser waren veränderte Zollbestimmungen, die einen Direktimport mit einem «Swiss finish» begünstigten. Seit

1949 hatte die Amag in Schinznach-Bad Amerikanerwagen zusammengebaut, da der Import von Einzelteilen günstiger war als derjenige von fertigen Modellen.³⁸⁰

Die Aargauische Handelskammer beobachtete 1971 eine Stagnation für viele Unternehmungen und Betriebe, zu geringe Margen, Abschreibungen, die nicht mehr gemacht wurden, und notwendige Investitionen, die über Fremdmittel finanziert wurden. Sie folgerte daraus: «Der Weg zum Zusammenschluss mit anderen Unternehmen oder zur Geschäftsaufgabe ist in dieser Situation angeraten. Die Fachsprache bezeichnet diesen Vorgang schonend als Strukturbereinigung und Strukturwandel.»³⁸¹ Einschneidende Veränderungen der Rahmenbedingungen auf dem Arbeitsmarkt kamen vom Bund: Als Antwort auf die Schwarzenbach-Initiative hatte er 1970 Ausländerkontingente pro Kanton statt pro Betrieb eingeführt (siehe «Demografie S. 53 und «Politik» S. 240). Der Wettbewerb um Arbeitskräfte erhöhte den Innovationsdruck, besonders in Tieflohnbranchen. Renommierete Webereien zogen es nun vor, anstelle von Millioneninvestitionen, deren Erfolg ungewiss war, rechtzeitig zu liquidieren.³⁸²

In diese Konstellation fiel die Währungskrise von 1971, der Zusammenbruch des Gold-Dollar-Standards. Die Schweiz wurde von Geldströmen überschwemmt. Zur Abwehr beschloss der Bundesrat die Aufwertung des Frankens. Doch durch die von US-Präsident Nixon angekündigte Importsteuer von zehn Prozent fiel der Export in die USA

weg, und auf dem europäischen Markt verschärfte sich die Konkurrenz. Der Preisdruck nahm zu, stellte etwa die Aluminium AG Menziken fest. Die BBC forderte den Ausbau der Exportrisikogarantie.³⁸³ Das Ende des Abkommens von Bretton Woods bedeutete 1973 zudem einen Systemwechsel von fixen zu flexiblen Wechselkursen. Zentral dabei war nicht die Aufwertung des Schweizer Frankens – auch andere Währungen wurden im Vergleich zum US-Dollar aufgewertet –, sondern die Tatsache, dass die Schweiz von den Folgewirkungen weniger betroffen war. Die europäischen Länder liberalisierten ihre Finanzmärkte – hier hatte die Schweiz mit ihrem offenen Kapitalmarkt wenig Anpassungsbedarf – und bauten Handelsbeschränkungen ab. Damit setzten sie ihre Binnenmärkte früher dem Wettbewerb aus als die Schweiz.³⁸⁴

Die ersten Arbeitslosen seit Jahrzehnten

Die Erdölpreiskrise ab Oktober 1973 hatte in der Schweiz keine besonders gravierenden wirtschaftlichen Auswirkungen, da sie in relativ kurzer Zeit überwunden wurde.³⁸⁵ In diesem Jahr wirkten sich aber die konjunkturdämpfenden Massnahmen des Bundes (Kreditbeschränkungen der Banken) im Baugewerbe aus und führten zu einem Abbau von Kapazitäten; kleinere Baugeschäfte im Aargau wurden liquidiert.³⁸⁶ 1974 schwächte sich das Wachstum ab, was durchaus begrüsst wurde. Das jahrelang boomende Baugewerbe kam nun aber zu einem abrupten Stillstand. Noch 1974 entstanden im Aargau 6520 Neubauwohnungen, nach 1975 sank diese Zahl auf jährlich rund 2000.³⁸⁷ Stark betroffen vom Konjunkturunbruch Mitte der 1970er-Jahre waren die binnenorientierten Industrien, die Bauwirtschaft und im Aargau die Zementindustrie.³⁸⁸ Die in der Phase der Hochkonjunktur geplante Kapazitätsausweitung mit dem 1975 in Betrieb genommenen Zementwerk in Rekingen musste reduziert werden. Stillgelegt wurden energieintensive, im veralteten Nassrockenverfahren produzierende Ofeneinheiten in Wildegg und Siggenthal sowie die Zementfabrik in Holderbank.³⁸⁹ Im Jahr 1974 kam es zur Aufgabe der Tonwarenfabriken in Holderbank und in Döttingen sowie der Ziegelei Kölliken.³⁹⁰

Die BBC überstand diese Krise gut. Die starke Abhängigkeit vom Erdöl hatte manche Länder veranlasst, ihre Energiewirtschaft zu restrukturieren und auszubauen, um zukünftige Versorgungsengpässe zu verringern. Die Nachfrage nach Produkten im Energiesektor, speziell bei der BBC, aber auch bei Sprecher + Schuh, war gross. Letztere vermeldete Bestellungen für ölarme Schalter aus der ganzen Welt.³⁹¹

Der Konjunkturunbruch Mitte der 1970er-Jahre wurde in der Schweiz als Trendbruch interpretiert.³⁹² Verwöhnt von bald drei Jahrzehnten Hochkonjunktur – mit schwächeren Jahrgängen um 1949 und 1958 – und Vollbeschäftigung bis Januar 1975, rissen nun Meldungen über Firmenschliessungen und Entlassungen nicht mehr ab. Bis Ende Dezember 1975 gingen im Aargau 133 Betriebe mit 7208 Arbeiterinnen und Arbeitern zur Kurzarbeit über. 2240 Arbeitslose zählte die Statistik im Februar 1976 auf dem Höchststand. Ab November 1975 gab es eine kantonale Arbeitslosenkasse, das schweiz-

weite Obligatorium kam 1977. Der Kanton bewilligte zudem 1975 ein Investitionspaket in Form eines «Eventualhaushalts» von 34 Millionen.³⁹³

Spürbare Abwanderung aus dem Aargau

Den grössten Teil des Konjunkturunbruchs trugen die ausländischen Arbeitskräfte. Man schickte sie umgehend in ihr Heimatland zurück. Rund 25 000 Niedergelassene und Saisoniers waren es bis 1976 – die Arbeitslosigkeit wurde exportiert.³⁹⁴ Die Nahrungsmittelproduzenten, die Bierbrauereien, aber auch die Textilindustrie spürten diesen Bevölkerungsrückgang im Aargau. Der Konsum ging deutlich zurück. Mit den zurückgeschickten Bauarbeitern verliessen auch deren Ehefrauen, gut qualifizierte und gesuchte Facharbeiterinnen, ihren Arbeitsplatz in den Textilbetrieben.³⁹⁵ Schweizerinnen spürten die Krise ebenso. Die verschiedentlich geäusserte Aufforderung, den Männern den Vorrang zu geben, zeigte Wirkung. Die Frauenerwerbstätigkeit ging zurück (siehe Tabelle 17). Die Branchenvielfalt der Industrie, die stabilen Unternehmen im Energiesektor und die nur wenigen Arbeitsstellen in der Uhrenindustrie erwiesen sich in den 1970er-Jahren als struktureller Vorteil für den Aargau. Allerdings verdankte der Kanton die tiefere Arbeitslosenrate im Vergleich zur Schweiz auch dem Umstand, dass vorher überdurchschnittlich viele Arbeitsplätze von Ausländerinnen und Ausländern besetzt gewesen waren.³⁹⁶

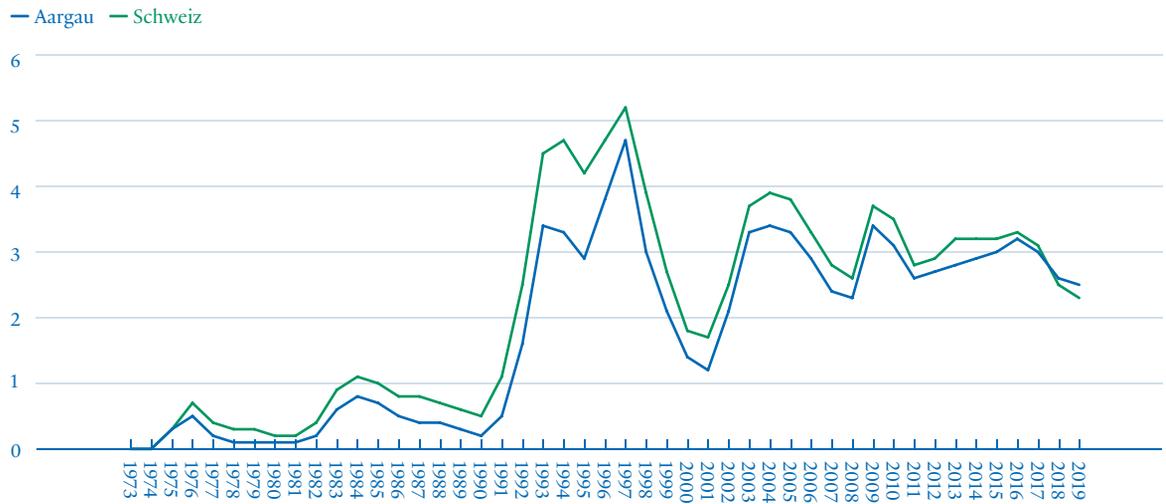
Für die Entlassenen bedeutete dies keinen Trost, wie der freisinnige Unternehmer und Grossrat Walter Franke (1918–1991) aus Aarburg festhielt, der im Auftrag der Reformierten und der Katholischen Landeskirche die Situation von rund hundert Betroffenen erfasste. Probleme ortete er bei der Jugendarbeitslosigkeit, den Lehrern, bei den über Fünfzigjährigen und bei den jungen Familienvätern.³⁹⁷ Noch 1976 bewilligte der Kanton Gelder zur Errichtung einer Übungsfirma für die Vermittlung von Berufserfahrung für stellenlose jugendliche Kaufleute.³⁹⁸ Bald erholte sich die Wirtschaft. Im Laufe des Jahres 1976 zeichnete sich ein Rückgang der Arbeitslosigkeit ab. Die Wirtschafts- und Beschäftigungslage normalisierte sich jedoch erst 1979.³⁹⁹

Sockelarbeitslosigkeit und Umschulung

Für die Arbeiterinnen und Arbeiter verschwand im Zuge der Strukturkrise der 1970er-Jahre die Selbstverständlichkeit einer Lebensarbeitsstelle. Schon 1968 stellte der Personalchef von Bally fest, dass man Arbeiterinnen und Arbeiter nicht mehr von der Strasse weg anstellen könne.⁴⁰⁰ Mit Folgen: Ungelernte, welche lange Jahre treu bei einem einzigen Arbeitgeber ihren Lebensunterhalt verdient hatten, waren in Krisenzeiten kaum mehr vermittelbar. Walter Franke bemerkte 1975, dass die Arbeitslosigkeit kein vorübergehendes Problem mehr sei: «Die Entwicklung in den umgebenden Industrie-Staaten wie USA, Kanada bestätigen diese Erfahrung, wir müssen damit rechnen, dass die Arbeitslosigkeit eine mehr oder minder starke Dauer-Erscheinung ist.»⁴⁰¹ Einen Vorgeschmack auf zukünftige Firmenschliessungen gab 1978 die Einstellung der

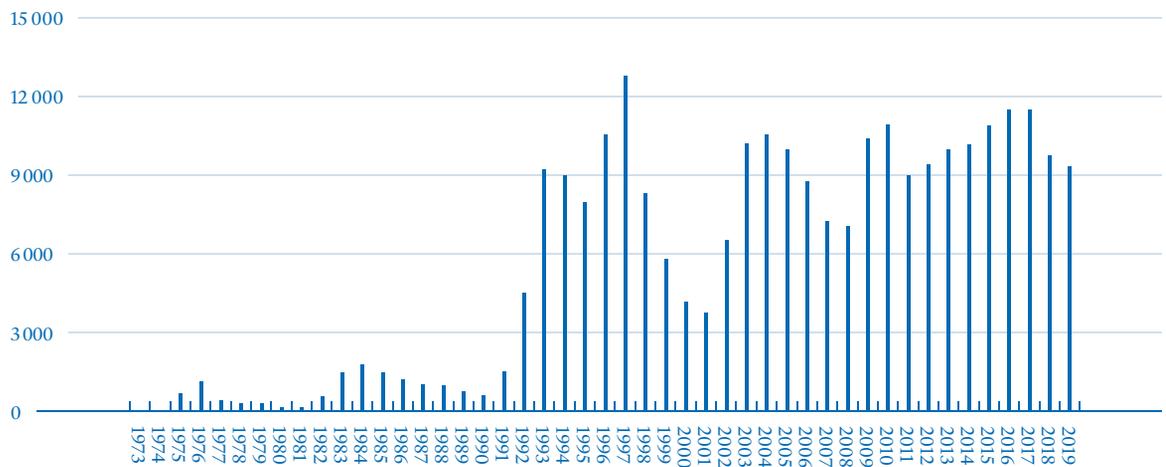
Grafik
57

Arbeitslosenquote 1973–2019 (in Prozent)



Grafik
58

Arbeitslosenzahlen Aargau 1973–2019 (absolute Zahlen)



Grafik 56 Das Ende der Vollbeschäftigung kam 1975: Typisch für den Aargau war die geringere Zahl an Arbeitslosen gegenüber dem schweizerischen Durchschnitt aufgrund des vielfältigen Branchenmix der Industrie. Quelle: Statistik Aargau.

Grafik 57 Von null auf 100 und 10 000: Die grosse Zahl von Arbeitslosen, die in keiner Kasse versichert waren, führte zur Gründung der kantonalen Arbeitslosenkasse 1975. Zählte man in den 1980er-Jahren maximal 1800 Arbeitslose, so explodierte die Zahl im folgenden Jahrzehnt auf über 10 000. Die Zahlen geben den Jahresdurchschnitt an, die Situation in den einzelnen Monaten variierte stark. Quelle: Statistik Aargau.

Technologietransfer und Managementmethoden aus Amerika

Sei es bei der Übernahme rationaler Produktionsmethoden, der Computertechnik oder Managementsystemen: Die Technologie und das betriebswirtschaftliche Wissen kamen aus den USA.¹ Einerseits besuchten Schweizer Delegationen die USA, andererseits erfolgte die Verkaufsoffensive in der Schweiz. So lud die amerikanische Botschaft 1978 zur Fachtagung und Ausstellung «Word Processing USA» ein, an der amerikanische Textverarbeitungssysteme präsentiert wurden. Überhaupt waren die Beziehungen zu Amerika eng: Die Aargauische Industrie- und Handelskammer, die 1976 aus der Fusion der Aargauischen Handelskammer und des Aargauischen

Arbeitgeberverbands hervorgegangen war, vermittelte 1977 einen sechswöchigen USA-Studienaufenthalt an der Universität von Massachusetts für Nachwuchskräfte aus Handel und Industrie, um sie mit den amerikanischen Managementprinzipien und dem aktuellen Stand der Betriebswirtschaftslehre vertraut zu machen.²

Amerikanisches Managementdenken unter dem Vorzeichen der Gewinnmaximierung geriet im Krisenjahr 1975 erstmals in Kritik, als der Colgate-Palmolive-Konzern die Kosmetikproduktion von Helena Rubinstein von Spreitenbach nach Deutschland verlegte und im Aargau sechzig Leute entliess, obwohl das Unternehmen mit Gewinn wirtschaftete, wie die lokale Sektion der Sozialdemokratischen Partei (SP) kritisierte. Der Konzern verbessere so

seine Marktposition, entgegnete SP-Regierungsrat Louis Lang (1921–2001), und «fördere damit die Beschäftigung in kostengünstigeren Gegenden. Leider ist die Schweiz [...] keine kostengünstige Region mehr, was sie im Gegensatz zu heute vor 20 Jahren war».³

1 Gugerli, Tanner 2012, 283.

2 AIHK Mitteilungen 1977, 112; AIHK Mitteilungen 1978, 103.

3 StAAG, DIA04/0266/04: Dossier Schliessung Firma Helena Rubinstein AG, Brief Louis Lang, 12.2.1976: «Die amerikanischen Firmen, übrigens im Einverständnis mit den amerikanischen Gewerkschaften, zeichnen sich im allgemeinen durch ein auf das Äusserste auf Wirtschaftlichkeit bedachtes Management aus. Daraus hat die internationale Arbeitsteilung und die Weltwirtschaft in der Vergangenheit in höchstem Mass profitiert. Der Entschluss des amerikanischen Konzerns für die Anlagen in Spreitenbach ist daher zum grössten Teil aus diesem Gesichtswinkel zu verstehen.»

310 Ein Beispiel für amerikanisches Managementdenken und Gewinnmaximierung bot das Kosmetikunternehmen Helena Rubinstein 1975: Die lokale SP kritisierte im *Aargauer Volksblatt* vom 14. November, dass die gut rentierende Firma die Produktion von Spreitenbach nach Deutschland verlagere, weil dies beim aktuellen Franken-Wechselkurs etwas mehr einbringe. Für den Unterhalt der Arbeitslosen müsse die Öffentlichkeit aufkommen, der Gewinn werde ins Ausland transferiert.



311 Bonbonplakat von Disch Othmarsingen, 1960: Alfred Disch (1905–1989) bereitete sich auf die Übernahme des väterlichen Betriebs vor, indem er mehrere Jahre in Amerika und in europäischen Ländern arbeitete. Produktionssteigerung erreichte er später durch geschickten Verkauf und Werbung.



KMU-Innovationsförderung, Mikroelektronik und Roboter

Die japanische Massenproduktion von Quarzpräzisionsuhren ab Mitte der 1970er-Jahre führte zur grössten Krise der Schweizer Uhrenindustrie. Die Aargauische Industrie- und Handelskammer erkannte Ende der 1970er-Jahre, dass viele KMU den Anschluss an die Mikroelektronik verpasst hatten. Von weltweit installierten 8000 bis 10 000 Robotern standen 3000 bis 4000 in Japan.¹ Technologieförderung wurde zum relevanten Faktor, mit dem sich gezielt eine Verbesserung der Wettbewerbsfähigkeit der Unternehmen erreichen liess.² Angeschlossen an die HTL Brugg-Windisch, startete 1981 unter der Ägide der Industrie- und Handelskammer ein Beratungsdienst für Technologie-

transfer. Anwendungsbereites technisches Wissen sollte durch Forschungsarbeiten mit Studierenden und Beratung von Professoren in die Produktion übertragen werden. Die ersten Kurse deckten Themen ab wie «Schweissen mit Industrierobotern» oder «Messen, Steuern, Regeln mit Mikrocomputern». Eine Mikrocomputerausstellung besuchten 1985 über 1500 Personen. Ab 1986 kamen Kurse für Computer Aided Design dazu. 1986 schätzte die Industrie- und Handelskammer den weltweiten Einsatz von Industrierobotern bereits auf 90 000 Einheiten und stellte fest: «Bei uns steckt diese Entwicklung noch in den Kinderschuhen. Unter den Höheren Technischen Lehranstalten HTL gibt es nur wenige, die das Fach Robotik führen, an der HTL Brugg-Windisch ist es Pro-

fessor Walter Guttropf» (1930–2020). Unter seiner Ägide kam es 1990 zur Eröffnung des Center for Industrial Marketing (CIM) in Baden.³ Innovationsförderung blieb seither die Wirtschaftsstrategie des Kantons und führte zur Bildung und Unterstützung des Technoparks und des Hightech-Zentrums in Brugg sowie zur Ansiedlung des Parks Innovaare oder des Technologietransferzentrums Anaxam in Villigen.⁴

1 BAH 1980, 56f.

2 Gugerli, Tanner 2012, 293.

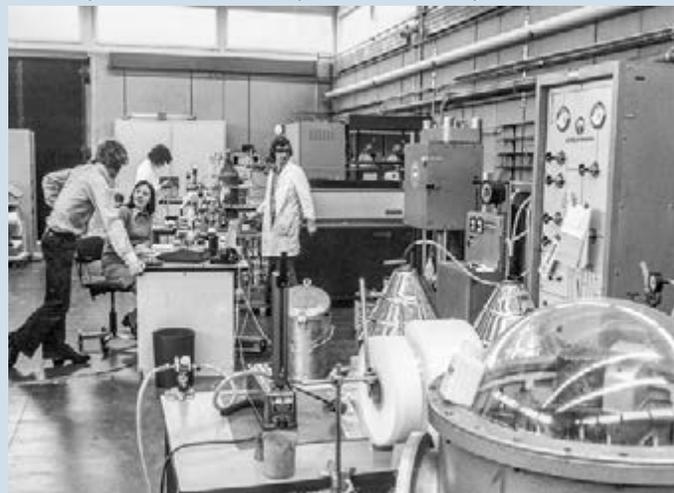
3 AIHK Mitteilungen 1987, 5; AIHK Mitteilungen 1986, 38; AIHK Mitteilungen 1990, 96.

4 AZ, 17.10.2020; Webportal Kanton, Hightech Aargau (Online-Quelle); Der Bund initiierte 2012 ein Netzwerk von fünf Innovationsparks (Ansiedlung des Parks Innovaare aufgrund eines vom PSI unterstützten Antrags des Kantons); Website Anaxam (Online-Quelle).

312 1972 entwickelte Kern den ersten elektronischen Distanzmesser. Ab 1980 kamen elektronische Theodolite und Daten-systeme auf den Markt. Doch die Weiterentwicklung stockte. Der Markt war schnelllebig geworden, und Kapital für Neuentwicklungen fehlte. 1988 wurde die Firma an den Konkurrenten Wild Leitz verkauft. Kern wurde 1991 liquidiert, die Produktion nach Heerbrugg und Singapur verlegt.



313 Im BBC-Forschungszentrum Segelhof, Dättwil, forschte der Weltkonzern BBC unter der Leitung von Ambros Speiser (1922–2003). Hier entwickelte man nach 1970 die Grundlagen für die Flüssigkristallanzeigen der Flachbildschirme – LCD. Das Management schätzte das Marktpotenzial dieser Erfindung falsch ein. Eine einmalige Chance wurde vergeben.



Produktion der Firma Firestone Schweiz in Pratteln. Innert dreier Monate verloren 600 Arbeiter auf einen Schlag ihren Job. Die Personalabteilung von Firestone, Gewerkschaften, Spitzenverbände, die Arbeitsämter der Kantone Aargau, Basel-Stadt, Solothurn und Basel-Landschaft bemühten sich um die Vermittlung neuer Stellen und beschrieben die Hauptschwierigkeiten: relativ hohes Durchschnittsalter, in der Mehrheit ungelernete Arbeitskräfte, die im Pneuaufbau angelernt worden waren und keine Berufserfahrung mitbrachten, die anderswo ohne Weiteres zu verwerten gewesen wäre.⁴⁰²

Auf tiefem Niveau, zwischen 150 bis 300 Personen, bewegte sich nach 1977 die Arbeitslosigkeit im Aargau. Als sie nach 1982 auf rund 1500 Personen anstieg, beschrieb der nun verwendete Begriff «strukturelle Arbeitslosigkeit» die Tatsache, dass man sich damit abgefunden hatte: Es gab nicht mehr für alle eine passende Arbeitsstelle.⁴⁰³ Zum einen hatte eine Spezialisierung innerhalb der Berufe stattgefunden, aber auch technische Innovationen veränderten Branchen, wie zum Beispiel im grafischen Gewerbe die Ablösung des Bleisatzes durch den Filmsatz in den 1970er-Jahren und der Übergang vom Buchdruck zum Offsetverfahren.⁴⁰⁴ Zum anderen war ab Mitte der 1980er-Jahre Erfahrung in Bereichen wie Betriebskunde, Elektronik und Informatik gefragt, in den Werkstätten erforderte die Bedienung von NC- und CNC-Maschinen neue Ausbildungen. Langjährige Betriebstreue wurde zum Nachteil, Stellenwechsel nach ein paar Jahren galt als Vorteil, und lebenslangem Lernen durch Weiterbildung kam ein hoher Stellenwert zu. Als die Konjunktur nach 1983 wieder anzog, fanden manche Personen dank Umschulung und Computerkursen nach einer gewissen Zeit wieder einen Arbeitsplatz.

Technologiewandel aus Amerika

So wie einst die Einführung des Stroms Alltag, Gesellschaft und Wirtschaft umpflügte, durchdrang die Computerisierung in einem langsamen Prozess alle Arbeits- und Lebensbereiche. Schweizer Unternehmen waren frühe und bedeutende Anwender der ab den 1960er-Jahren sich ausbreitenden kommerziellen Computer aus Amerika, damals als «Elektronische Datenverarbeitung» (EDV) bezeichnet.⁴⁰⁵ Eine der ersten Computerinstallationen dokumentiert der Jahresbericht der Aargauischen Handelskammer, worin die Autohändlerin Amag 1959 sich selbstbewusst rühmte: «Nachdem auch weniger bemittelte Leute sich zum Kaufe eines Automobils entschlossen, nehmen auch die Finanzierungsgeschäfte zu, und nachdem das fortschrittliche aargauische Grosshandelsunternehmen in einer Schwestergesellschaft ein eigenes Finanzierungsinstitut besitzt, welches sogar als erstes Unternehmen seiner Art in der Schweiz mit einem Elektronenhirn Ramac 305 arbeitet, kann wohl von einer ultramodernen Organisation gesprochen werden.»⁴⁰⁶

Die ersten Computer kamen bei Banken, Versicherungen, der Swissair und den Post-, Telefon- und Telegrafienbetrieben zum Einsatz, zunächst als Ergänzung der Lochkartenmaschinen.⁴⁰⁷ So schaffte sich auch die Hypothekbank Lenz-

burg 1961 Buchhaltungsgeräte mit elektronischen Funktionen an. Die Maschinen berechneten automatisch Abschlusszinsen sowie Kredit- und Umsatzkommissionen. Der nächste Schritt 1970 war die Anschaffung einer Datenverarbeitungsanlage, einer NCR-Century, für 833 300 Franken. Zur Bedienung brauchte es einen Anlagenchef, zwei Programmierer, einen Operateur und zwei Datatypistinnen für die Erfassung der Daten. Die Hypothekbank Lenzburg behielt ihre Rolle als Pionierin im digitalen Bankenwesen. Unter ihrer Ägide schlossen sich bis zu vierzig Bankinstitute 1980 zur gemeinsamen Entwicklung des Software-Pakets FIS (Financial Information System) zusammen.⁴⁰⁸

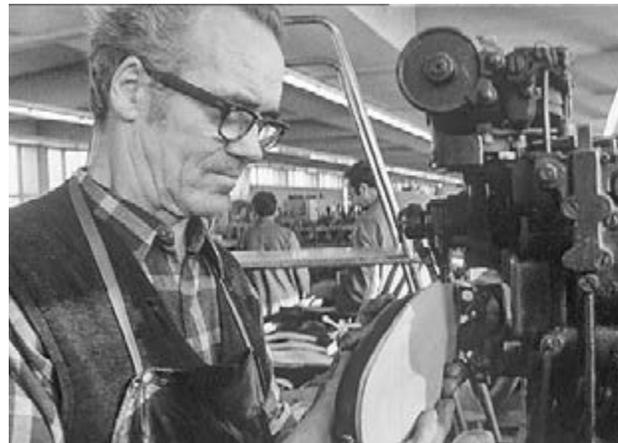
Programmierkurse für ihre Studierenden und Berechnungsangebote für Privatpersonen bot die 1965 eröffnete Höhere Technische Lehranstalt (HTL) Brugg-Windisch mit dem 1967 angeschafften Rechenautomaten IBM 1131.⁴⁰⁹ Bis Anfang der 1970er-Jahre erfasste die Computerisierung den Verwaltungsapparat sowie mittelgrosse Industrie- und Dienstleistungsunternehmen. Beispielsweise Wisa-Gloria, welche dank des erstmaligen Einsatzes eines Computers 1971 den Geschäftsverlauf «recht präzise schildern» konnte.⁴¹⁰

Mit dem Aufkommen des Personal Computer (PC) von IBM in der Schweiz ab 1983 vollzog sich ein Paradigmenwechsel.⁴¹¹ Er löste die als Mainframe bezeichneten Grossrechneranlagen mit Terminals ab. Galt die Aufmerksamkeit zu Beginn der Rationalisierung einzelner Aufgaben, bewirkte der PC einen kompletten Umbau der Arbeitsprozesse.⁴¹² Bis Mitte der 1980er-Jahre erreichte die technologische Entwicklung der Informatik die Gesellschaft als Ganzes. Die auf oder neben einem Schreibtisch aufgestellte Rechereinheit mit Monitor, Tastatur und Drucker hielt Einzug in den Haushalt. Atari und Commodore gelang der Durchbruch in den Heimbereich mit Computerspielen. Die Preise sanken drastisch, 1990 kostete ein Heimcomputer erstmals weniger als tausend Dollar.⁴¹³ Der 1984 gegründete Aargauische Computerclub Brugg führte als erster Homecomputerclub zum Wissensaustausch ausserhalb des Hochschulbereichs.⁴¹⁴

Manche Unternehmen erkannten im Bereich computerbasierter Steuerungs-, Leit- und Automatisierungssysteme neue Geschäftsfelder. Die BBC gründete 1967 ein Forschungszentrum, dessen Direktor Ambros Speiser (1922–2003) ein Informatikpionier der ersten Stunde war. 1980 machten Steuerungen bei der BBC fast ein Drittel des Exportwerts aus. Auch Banken, Versicherungen, Verwaltungen und die Industrie waren abhängig von der Computertechnik und für die Entwicklung ihrer Systeme auf Informatikabsolventen angewiesen – ein riesiges Anwendungsfeld für Leute aus der Praxis hatte sich innert weniger Jahre entwickelt. Die Fachkräfteausbildung passte sich langsamer an.⁴¹⁵ Im sich gegenseitig befruchtenden Forschungsdreieck HTL, Eidgenössisches Institut für Reaktorforschung Würenlingen und BBC-Forschungszentrum Dättwil startete 1980 die erste Vollzeit-Informatikausbildung der Schweiz an der HTL Brugg-Windisch, ein Jahr vor dem Studien-gang an der ETH Zürich.⁴¹⁶



314 Automontage, 1958. Ab 1948 baute die Amag ihre Amerikanermodelle in Schinznach-Bad. Veränderte Zollbestimmungen und der Kleinserienbau liessen die Automontage in Schinznach-Bad unrentabel werden. Als die Amag im März 1972 den Abbau von achtzig Arbeitsplätzen bekannt gab, tat sie dies im Beisein von Regierungsrat Louis Lang.



315 Die Schliessung der Schuhfabrik «Oco» 1972 bewegte die Gemüter, da rund 200 Arbeiterinnen und Arbeiter diese Hiobsbotschaft aus der Zeitung erfahren mussten. Noch galt der Arbeitsmarkt als «ausgetrocknet», den grössten Teil der Belegschaft übernahmen die Firma de Sede und die Möbelfabrik Kägi sowie weitere Unternehmen in der Region.



316 Angehende Kindergärtnerinnen am Kantonalen Seminar in Brugg machen 1977 mit humorvollen Sprüchen auf die ernste Lage auf dem Arbeitsmarkt aufmerksam. Im Schuljahr 1977 fanden bloss 25 Prozent der Seminaristinnen eine Stelle. Die Klassengrössen waren eingebrochen, da die geburtenschwachen Jahrgänge ins schulpflichtige Alter kamen. Die Krise wurde verstärkt durch die Ausreise vieler ausländischer Familien.



317 Das in der Hochkonjunktur geplante Zementwerk Rekingen, hier auf einer Flugaufnahme von 1985, nahm 1975 den Betrieb auf. Im selben Jahr wurden die Produktionskapazitäten in Holderbank stillgelegt. Die Erdölpreiskrise lies 1974 den Bausektor einbrechen, die Nachfrage nach Zement ging drastisch zurück.



318 Betriebsanlage Sprecher + Schuh Oberentfelden, 1964. Die Erdölpreiskrise steigerte den Absatz der Aarauer Elektrofirma, deren ölarne Schalter gefragte Produkte waren. 1974 berichtete das Unternehmen, pro Arbeitsplatz 100 000 Franken Umsatz zu machen.



319 Die BBC besass 1964 die grösste und leistungsstärkste Datenverarbeitungsanlage der Schweizer Industrie. Die Operatrice hantiert an der Magnetbändeinheit, die sitzende Kollegin bedient die Technikonssole. Das Unternehmen rationalisierte mit der Anlage die Lohnbuchhaltung.



320 Eine Datenverarbeitungsanlage galt 1969 als etwas Besonderes und fand Erwähnung in Wort und Bild. So im Firmenporträt der Schuhfabrik Odermatt & Co. AG, Zuzach, in der Bezirkschronik Baden-Rheinfelden. Die «Oco», wie sie sich selbst nannte, beschäftigte 400 Personen und produzierte täglich 1500 Paar Schuhe.



321 Am 21. Januar 1983 kündigte die IBM Schweiz den Personal Computer für zu Hause an: mit einem Monochrombildschirm, einer Systemeinheit und einer Tastatur, die sich bequem auf die Knie nehmen liess. Im selben Jahr startete die Firma den Vertrieb über den Fachhandel in den grossen Städten mit anfänglich vier Vertretungen im Aargau.



322 Coop-Zentrale Schafisheim im Bau, 1965. Die geografisch zentrale Lage im Mittelland, Bahn-, Autobahnanschluss und günstige Landpreise führten zur Ansiedlung von Lagerhäusern und Verteilzentralen im Aargau.



323 Verteilzentrale Denner in Mägenwil, 1973. Optimale Verkehrslage mit Autobahn- und Bahnanschluss machten das Dorf begehrt als Standort für grossflächige und verkehrsabhängige Industrie- und Gewerbebetriebe.



324 Im Migros-Verteilzentrum laufen die Food-Bestellungen sämtlicher Filialen zusammen, Suhr 2009. 2021 arbeiteten hier 450 Personen. Die Auslieferung von 1,6 Millionen Europaletten und 400 000 Rollcontainern an Lebensmitteln und Gütern des täglichen Bedarfs erfolgt per Bahn und LKW. 1964 beschäftigte der Standort 370 Personen und verzeichnete einen täglichen Warenumsatz von 200 bis 250 Tonnen.



325 Logistikzentrum mit vollautomatisiertem Hochregallager von Digitec Galaxus in Wohlen, 2018. Die Entwicklung des Internets nach der Jahrtausendwende veränderte das Einkaufsverhalten der Konsumenten und damit auch den Warenfluss. Im Logistikzentrum finden auf einer Fläche von 46 500 Quadratmetern und über 100 Kilometern Regallänge bis zu 1,5 Millionen Artikel Platz für den Online-Versand.

Im Windschatten einer boomenden Industrie und auf der Grundlage eines ungebrochenen Konsums waren im Laufe der 1960er-Jahre neue Geschäftsfelder entstanden: in der Werbung und Unternehmensberatung, in der Stellen- und Immobilienvermittlung, in der Informatik, im Kultur- und Freizeitsektor. Zudem bauten Handels-, Finanz- oder das Transportwesen bedeutend aus. Eine «Flucht aus Werkstatt und Maschinensaal» nannte der Aargauische Arbeitgeberverband 1970 den Rückgang der Beschäftigung im Industriesektor bei gleichzeitiger Zunahme im Dienstleistungssektor.⁴¹⁷ Der Industrie gingen aber auch Arbeitskräfte aus dem Kanton Aargau verloren. Denn höhere Löhne und attraktivere Stellen im dritten Sektor bot der Kanton Zürich.⁴¹⁸

Betriebszählungen belegten den Strukturwandel: 1965 arbeiteten siebzig Prozent der Beschäftigten im zweiten und 21 Prozent im dritten Sektor. 1975 waren es im zweiten Sektor noch 57, im dritten bereits 37 Prozent. Die Industrie baute in diesem Zeitraum 23 000 Stellen ab, während im Dienstleistungssektor rund 28 000 neue Jobs entstanden. Dominant blieben Industrie und Gewerbe mit über 102 000 Arbeitsstellen gegenüber 65 000 im dritten Sektor. Die Zahlen der Betriebszählungen sind allerdings nicht präzise. Niederschlag in den Statistiken fand, was zum damaligen Zeitpunkt als wichtige Erkenntnisgrösse betrachtet wurde. Die öffentliche Verwaltung (3719 Personen), das Unterrichtswesen (4466) und die kirchlichen Organisationen (412) wurden erst 1975 berücksichtigt. Auch wurde ein Beruf je nach Arbeitgeber dem einen oder anderen Sektor zugeschlagen. Wenn ein Industrieunternehmen eine eigene Werbeabteilung führte, so rechnete man diese Arbeitsplätze ab 1966 dem zweiten Sektor zu. Wurde die Werbung ausgelagert in einen eigenständigen Betrieb, dann erschienen dieselben Stellen im dritten Sektor.⁴¹⁹ Die in der nationalen Buchhaltung erfassten Dienstleistungen beschrieben zudem nur marktfähige, bezahlte Leistungen wie Kinderbetreuung in einer Krippe.⁴²⁰ Der Wert der von Frauen zu Hause erbrachten Arbeit war kein Thema und blieb unsichtbar. Ein Umstand, an dem sich bis heute nichts verändert hat.

Wie auch in anderen Kantonen verschob sich im Aargau in den folgenden Jahrzehnten der Schwerpunkt vom zweiten in den dritten Sektor. Nach 1991 war der Beschäftigungsanteil des Dienstleistungssektors höher als derjenige von Industrie und Gewerbe. Eine im Jahr 1990 vom Kanton in Auftrag gegebene Studie zur Wirtschaft erkannte im vergleichsweise geringen Anteil des Dienstleistungssektors eine strukturelle Schwäche, dem Aargau fehle ein Zentrum mit Grossagglomeration.⁴²¹ Einmal Industriekanton, immer Industriekanton: Mit nun über 60 000 Beschäftigten im verarbeitenden Gewerbe bezeichnete ihn eine Studie der Neuen Aargauer Bank 2014 sogar als «Hochburg der Industrie». Denn der Aargau lag bei einem Anteil von 23 Prozent der Arbeitsplätze im verarbeitenden Gewerbe weit über dem Landesmittel von rund 16 Prozent.⁴²²

Mitte der 1970er-Jahre stammten fünfzig bis sechzig Prozent des Volkseinkommens der engeren Region Baden direkt oder indirekt von der BBC.⁴²³ Doch die Weltfirma geriet ins Wanken. 1977 beklagte die BBC den «alle Rekorde brechenden Aufwertungsdruck des Schweizer Frankens», welcher die Firma vor «fast unlösbare Probleme» stellte. Die bestehenden Märkte waren gesättigt, und das Unternehmen sah sich starkem internationalem Konkurrenzdruck ausgesetzt. So verlagerte die BBC das Geschäftsfeld vermehrt in Entwicklungsländer.⁴²⁴ Von 1977 bis 1985 stagnierte der Umsatz.⁴²⁵ Der Konjunktur einbruch 1982 verstärkte die Probleme, die BBC musste teilweise Kurzarbeit einführen. Bis 1987 sank der Personalbestand.⁴²⁶ Der Konzern zahlte schon einige Jahre keine Steuern mehr, als die aus heiterem Himmel angekündigte Fusion der BBC mit der schwedischen Firma Allmänna Svenska Elektriska Aktiebolaget (Asea) am 10. August 1987 Bevölkerung und Politik überraschte und erschütterte.⁴²⁷ Die neue Firma Asea Brown Boveri (ABB) verlegte ihren Hauptsitz nach Oerlikon und kündigte 1988 einen Abbau von 2500 Stellen an. Gewerkschaften und Arbeiterschaft reagierten mit Protestkundgebungen, das Schlimmste wurde befürchtet. Unter Edwin Somm (*1933) schaffte die Ländergruppe Schweiz in den 1990er-Jahren den Turnaround und schrieb wieder Gewinne – mit reduzierter Belegschaft. Gestandene Familienväter verloren in den folgenden Jahren ihre Stelle, menschlich eine schwierige Situation, wie sich der Gewerkschaftssekretär Max Chopard (*1966) erinnerte.⁴²⁸

Hatte die BBC 1980 in der Region Baden noch 14 300 Arbeitsplätze gestellt, beschäftigte ABB Schweiz 1994 im Kanton Aargau noch 8400 Personen.⁴²⁹ Der Weltkonzern strukturierte in den folgenden Jahren weiter um und stiess die einstigen Kernbereiche des Unternehmens ab: 1995 erfolgte der Zusammenschluss der Sparte Verkehrstechnik von ABB und Daimler-Benz zur Adtranz, vier Jahre später der Ausstieg aus der Bahntechnik; 1999 kam es zu einem Joint Venture mit der französischen Alstom, ein Jahr später erfolgte der Ausstieg aus dem Kraftwerksgeschäft. 2016 übernahm General Electric, der grosse Konkurrent aus den USA, das Geschäft von Alstom. Das Gasturbinengeschäft wechselte dabei zur italienischen Ansaldo. 2018 legte die ABB ihr drittes Standbein aus der Gründerzeit, die Stromnetzsparte, mit dem japanischen Konkurrenten Hitachi zusammen. Mit dem Verkauf realisierte die ABB ein Aktienrückkaufprogramm, der Erlösfloss an die Aktionäre zurück. Die ABB fokussiert heute auf digitale Industrien.⁴³⁰

Metamorphose von Sprecher + Schuh

Auch die Aarauer Elektrofirma Sprecher + Schuh, welche im Bereich Hochspannung, Niederspannung und Schaltanlagen tätig war, spürte in den 1960er-Jahren den verschärften Konkurrenzdruck, da der weltweite Zuwachs im Elektrizitätsverbrauch von einst jährlich fünf bis zehn Prozent auf zwei bis vier Prozent abflachte.⁴³¹ Sprecher + Schuh investierte in die Entwicklung pionierhafter Pro-

dukte (SF6-Schalter und -Anlagen), reorganisierte die Produktion als betriebswirtschaftliche Einheiten mit Profitzentren pro Sparte und lieferte 1972 als Generalunternehmer erstmals ein computergesteuertes Hochregallager. Daraus entwickelte sich in späteren Jahren ein neues Kerngeschäft.⁴³²

Mit 500 Millionen Franken Umsatz und 4800 Mitarbeitenden erreichte die weltweit tätige Sprecher + Schuh-Gruppe 1980 zwar ihre grösste Dimension, doch die Ertragslage war ungenügend. Ein neu zusammengesetzter Verwaltungsrat verkaufte die Beteiligungen in Belgien, Kanada und der Schweiz, das Unternehmen schrieb erneut Gewinne, und die Aktienkurse erreichten Höchstwerte – ein Scheinwert und ein gutes Geschäft für Aktionäre und die am Unternehmen beteiligten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Der Erfolgskurs täuschte darüber hinweg, dass ein weiteres Bestehen aus eigener Kraft vom Verwaltungsrat als nicht erfolgreiche Strategie gewertet wurde. Die Standardisierung im europäischen Markt hatte die Geräte der Anbieter austauschbar gemacht, der Preisdruck stieg. Mit dem Verkauf des Hoch- und Mittelspannungsgeschäfts an die französische Alstom fand sich 1986 ein passender Partner, den man bereits kannte. Alstom übernahm die erfolgreichen Produkte ins eigene Sortiment und deckte den Weltmarkt ab. Die Standorte Oberentfelden, Suhr, Stuttgart, Linz und São Paulo wechselten die Hand. Im Niederspannungsgeschäft ermöglichte ab 1988 die gemeinsame Verkaufsorganisation mit Rockwell Inc. USA die bessere Bearbeitung des Markts. 1993 übernahm Rockwell den gesamten Niederspannungsbereich. Damit wurden wichtige Fabrikationsbereiche an zwei ausländische Grossfirmen und ehemalige Partner verkauft. Auf zukünftige Reorganisationsmassnahmen hatte man in der Schweiz keinen Einfluss mehr.⁴³³

Den Bereich Hochregallager und Automation entwickelte Sprecher + Schuh, 1994 zu Swisslog umfirmiert, weiter zu einem Unternehmen, welches daten- und robotergesteuerte Logistiklösungen anbot und im Jahr 2010 über 2000 Mitarbeitende beschäftigte.⁴³⁴ 2014 übernahm Kuka, ein weltweit tätiger Anbieter von Automatisierungslösungen, Swisslog. Ende 2016 erwarb die chinesische Midea-Gruppe die Aktienmehrheit des Kuka-Konzerns.⁴³⁵ Globalisierung bedeutete nicht nur Zugang zu weltweiten, deregulierten Märkten, sondern auch neue Besitzverhältnisse.

Die Aargauer Elektrotechnikindustrie baute zwischen 1975 und 1991 28 Prozent der Arbeitskräfte ab, während in der Schweiz in dieser Branche sieben Prozent neue Arbeitsstellen geschaffen wurden. Die Gründe lagen am Produktmix der im Aargau niedergelassenen Unternehmen mit Aktivitäten in stagnierenden oder sogar schrumpfenden Weltmarktsegmenten (Stromerzeugung und -verteilung).⁴³⁶ Die einst überragende Bedeutung der Elektroindustrie belegt die Exportstatistik: Von 1977 bis 1983 übertraf der Aargau die Schweizer Exportwachstumsraten. Eine Trendumkehr kam 1984 und dann verstärkt 1989/90. Aargauer Exporte sanken, gleichzeitig weiteten sich die Schweizer Ausfuhren aus.⁴³⁷

Desindustrialisierung trotz Hochkonjunktur

1982/83 gerieten die Aargauer Unternehmen in den weltweiten Strudel einer kurzen Rezession. Die Krise verschärfte den Strukturwandel in der Industrie, die Arbeitslosenquote stieg. Nach 1984 stabilisierte sich die Wirtschaftslage, bis zum Ende des Jahrzehnts trocknete der Arbeitsmarkt aus, die Zuwanderung und die Zahl der Grenzgängerinnen und Grenzgänger wie auch die Teilzeitarbeit von Frauen nahmen zu.⁴³⁸ Unter der Oberfläche einer florierenden konjunkturellen Entwicklung vollzog sich ein massiver Umbau im zweiten Sektor. Viele Firmen, vor allem die im Aargau dominierende Metall- und Elektroindustrie, aber auch die Textil-, Schuh- und Holzindustrie mussten Personal und Kapazität abbauen.⁴³⁹ Die Anpassung an neue Märkte und vor allem neue Technologien wurde zur grossen Herausforderung: Die Veränderungen erfolgten «mit derart rasanter Geschwindigkeit, dass oft, was heute investiert wird, morgen schon veraltet ist», schrieb die Industrie- und Handelskammer zur Ausgangslage 1986.⁴⁴⁰ Die Ausbreitung der Mikroelektronik in alle Wirtschaftsbereiche bewirkte den Austausch ganzer Betriebseinrichtungen in immer kürzeren Abständen. Viele traditionelle Produkte aus der Maschinenbranche verschwanden.⁴⁴¹ Es kam zu Firmenübernahmen, Zusammenschlüssen, zu Kooperationen. Es erfolgte eine Ausrichtung auf hochwertige Güter und Dienstleistungen. Investitionen zielten auf Rationalisierung und Robotisierung.⁴⁴²

Dennoch verzeichnete die Maschinenindustrie ab der zweiten Hälfte der 1980er-Jahre bis zur Konjunkturflaute Ende 1990 einen guten Geschäftsgang. Als wachsendes Marktsegment zeichnete sich die Umweltechnik ab: Wasseraufbereitung, Luftreinhaltung, Energieeinsparung, Mess-, Regel- und Analyseentwicklung, Abfallbeseitigung und Werkstoffrückgewinnung boten neue Geschäftsfelder.⁴⁴³

Wachstum: Kunststoff und Recycling

Durch ihre Bedeutung für den Export stand die Aargauer Elektro- und Maschinenindustrie lange im Fokus der Technologieförderung und der Ausbildung. In den 1980er-Jahren wurde neben der Chemie (im Fricktal) die Kunststoffindustrie mit ihrem Nukleus im Freiamt eine Wachstumsbranche.⁴⁴⁴ 1965 stammten vierzig Prozent des schweizerischen Bedarfs an Kunststofffolien aus Polyäthylen aus Aargauer Produktion.⁴⁴⁵ Unter Professor Wolfgang Kaiser (*1936) etablierte sich «Kunststoff» als neuer Lehrgang an der HTL Brugg-Windisch, 1971 wurde ein Kunststofflabor eingerichtet.⁴⁴⁶ Kaiser begründete 1992 das Kunststoff-Ausbildungs- und -Technologie-Zentrum (KATZ) in Aarau. Im Aargau entstand ein Kunststoffcluster mit einer Dichte von Unternehmen und Know-how, das europaweit seinesgleichen suchte.⁴⁴⁷ Die Nutzung und Verarbeitung von Kunststoff verschafften ab den 1980er-Jahren nicht nur der Industrie, sondern überall im Kanton auch dem Gewerbe neue Perspektiven.⁴⁴⁸ Mit dem Recycling von Kunststoffabfällen, anfänglich aus industrieller Fertigung, ab 2016 mit der Einführung des Haushaltsplastik-Sammelsacks

Tabelle
19

Das grosse Wachstum im Dienstleistungsbereich 1939–2005
(absolute Zahlen)

	1. Sektor	2. Sektor	3. Sektor
1939	40 511	63 223	21 108
1955	28 330	96 957	24 456
1965	15 244	122 964	37 042
1975	10 488	102 466	65 563
1985	12 007	100 382	85 036
1995	15 625	87 693	94 051
2005	6 466	78 274	96 680

Tabelle
20

Strukturwandel in der Industrie: ausgewählte Branchen
1975–1985–1991

Branche (Auswahl)	Arbeitsstätten			Beschäftigte			Veränderung Beschäftigtenzahlen	
	1975	1985	1991	1975	1985	1991	1975/1985	1985/1991
2. SEKTOR: VOM ABBAU BETROFFENE BRANCHEN								
Textilien	91	68	62	4 111	3 297	2 446	–814 / –20%	–851 / –26%
Bekleidung/Wäsche	231	119	97	3 727	2 338	1 527	–1 389 / –37%	–811 / –35%
Lederwaren, Schuhe	102	58	45	1 761	1 564	469	–197 / –11%	–1 095 / –66%
Möbel, Holzbearbeitung und -verarbeitung	788	670	723	7 009	5 867	5 186	–1 142 / –16%	–681 / –12%
Metallbearbeitung und -verarbeitung	591	523	610	11 714	9 653	10 585	–2 061 / –18%	9320
Elektrotechnik, Elektronik, Optik	201	218	305	20 032	19 575	14 172	–457 / –2%	–5 403 / –28%
2. SEKTOR: AUSBAU VON BRANCHEN								
Energie, Wasserversorgung	73	65	68	2 035	2 630	3 038	595 / +30%	408 / +16%
Nahrungsmittel	145	170	179	3 216	3 886	4 304	670 / +21%	418 / +11%
Grafische Erzeugnisse, Verlage	193	243	312	4 010	4 434	4 943	424 / +11%	509 / +12%
Chemische Erzeug- nisse	85	77	84	5 459	5 986	6 517	527 / +9%	531 / +9%
Kunststoff- und Kautschukwaren	81	94	90	2 443	3 366	3 542	923 / +38%	176 / +5%
Maschinen- und Fahrzeugbau	225	285	387	8 072	9 626	12 266	1 554 / +19%	2 640 / +27%
Bauhauptgewerbe	635	706	906	10 802	12 353	13 183	1 551 / +14%	830 / +7%
Ausbaugewerbe	1 211	1 305	1 602	7 100	8 417	9 387	1 317 / +19%	970 / +12%
2. Sektor, 1975–1991: Abbau und Ausbau halten sich die Waage	5 060	5 068	5 971	99 409	100 382	99 136	stabil	stabil
3. Sektor, 1975–1991: Ausbau in allen Branchen	12 610	14 061	16 956	68 620	85 036	96 239	+16 416 / +24%	+14 305 / +17%

Tabelle 19 Rund 60 000 Stellen schufen Industrie und verarbeitendes Gewerbe in den zwanzig Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg. Nach 1985 war die Entwicklung der Beschäftigtenzahlen im zweiten Sektor Zeugnis der Verlagerung von Arbeitsplätzen ins Ausland oder in den Dienstleistungsbereich. Der dritte Sektor boomte im Zeitraum zwischen 1975 bis 1995, als rund 30 000 neue Stellen geschaffen wurden. Quelle: Statistik Aargau.

Tabelle 20 Der Strukturwandel zeigt sich in den Beschäftigtenzahlen zwischen 1975 und 1991: In der Summe hielten sich die Arbeitsplätze in der Industrie. Textilindustrie, Schuh- und Holzindustrie bauten dauerhaft ab, Chemie und Kunststoffindustrie legten zu, die Bauwirtschaft boomte erneut, im Dienstleistungsbereich herrschte «Goldgräberstimmung». Quellen: Statistisches Amt Kanton Aargau, Heft 78, Betriebszählung 1985, 17; Statistische Mitteilungen Nr. 18, Betriebszählung 1991.

Strukturwandel in Raten

Spinnereien und Webereien	1982	Spinnerei am Rothkanal (Stilllegung)	
	1980er-Jahre	Zwirnerei Stoppel, Untersiggentahl (Stilllegung)	
	1992	Färberei AG, Zofingen (Übernahme durch Johannes Müller AG Strengelbach, 1994 Aufgabe Produktion Standort Zofingen)	
	1995	Buntweberei Müller & Cie. AG, Seon (Produktionsaufgabe)	
Konfektion	2000	Spinnerei Kunz, Windisch (Produktionsaufgabe)	
	1989	HOCOSA, Safenwil (Umfirmierung in Sawaco AG, 1990 Produktionsauslagerung nach Jugoslawien, Infrastruktur im Krieg zerstört)	
	1992	Fehlmann, Schöffland (Schliessung Färberei Birrwil, 2002: Auflösung Fehlmann AG)	
	1992	Strickerei Rüeegger (Schliessung)	
	1995	Bleiche AG Zofingen (Umwandlung in Immobiliengesellschaft Bleiche AG)	
Schuhfabriken	2002	Ritex AG, Zofingen (Liquidation)	
	1990	Bata Möhlin (Produktionsaufgabe)	
	1985	Bally Villmergen (Produktionsaufgabe Standort Villmergen)	
Holzindustrie	1977	Novopan AG, Klingnau (Sanierung, Übernahme durch Hiag-Gruppe, 1994 Produktionseinstellung)	
	1982	Thermopal, Leibstadt (Konkurs)	
	1984	Bugmann, Schifferle & Co. AG Döttingen (Produktionseinstellung)	
	1988	Möbelfabrik Mutter AG, Kleindöttingen (Liquidation)	
	1989	Franz Minet Möbelfabrik Zurzach (Produktionseinstellung)	
	1990	A. Schifferle & Co. AG, Döttingen (Fusion mit Tütsch AG, 2007 Einstellung Produktion)	
	1997	Oberle + Hauss AG, Döttingen (Aufgabe Produktion, Umbau zu Geschäftszentrum)	
	2001	Kellco AG, Kleindöttingen (Produktionseinstellung)	
	Chemieindustrie	1987	Sodafabrik Zurzach (Einstellung Sodafabrikation, 1999 Vermietung Firmenareal an Drittfirmen)
		1993	Reichhold Chemie, Hausen (Stilllegung)
	Maschinenindustrie/Elektroindustrie	1970	Oehler Aarau (Übernahme durch Georg Fischer, 1983: Stilllegung Giesserei)
1971		Hämmerli AG, Lenzburg (Übernahme durch die Schweizerische Industrie Gesellschaft, 2003: Aufgabe Produktionsstandort Lenzburg)	
1985		Oederlin, Baden (Einstellung Sanitärtechnik, 1990er-Jahre: Immobilien und Giesserei, 2015 Schliessung Giesserei)	
1986		Sprecher + Schuh (Verkauf Mittel- und Hochspannung an Alstom, 1993: Verkauf Niederspannung an Rockwell Inc. USA)	
1988		Kern (Verkauf, 1990 Fusion mit Cambridge Instruments, Leica, 1991: Liquidation Kern, Produktionsverlagerung nach Heerbrugg, Singapur)	
1988		BBC (Fusion mit Asea zu ABB, 1995: Auslagerung Verkehrstechnik zu Adtranz)	
1991		Merker, Baden (Umfirmierung zu Merker Liegenschaften)	
1992		Maxim, Aarau (Aufgabe)	
1994		Ferrowohlen, Wohlen (Einstellung Produktion)	
1998		BAG Turgi (Auflösung der Sparten, Verkauf Tochtergesellschaften, Umfirmierung zur BAG Immobilien)	
1990		Injecta, Teufenthal (Stellenabbau, 2010: Auflösung)	

Tabelle 21 Den tiefen Strukturwandel nach 1970 belegen die obigen Beispiele: Für den Aargau wichtige Unternehmen mit meist auch schweizweitem Bekanntheitsgrad legten die Produktion still oder lagerten sie aus. Einer Schliessung voran gingen Personalentlassungen, oft über mehrere Jahre verteilt. Quellen: u. a. Firmengeschichten, Websites, Ortsgeschichten, industriekultur.ch.

auch für Privathaushalte entwickelte sich fürs Gewerbe ein neuer Geschäftszweig. Beispielhaft hierfür steht die Firma Häfeli-Brügger in Klingnau. Als Pionier im Glasrecycling galt Rudolf Häfeli (1934–2015), der zusammen mit der Vetropack in Bülach ein Verfahren entwickelte, Glas zu sammeln und es der Wiederverwertung zuzuführen. In den 1970er-Jahren fand er zusammen mit seinen Brüdern einen Weg, industrielle Rindenabfälle der Firma Novopan zu recyceln und damit in den Kreislauf zurückzuführen. Daraus entwickelte sich in den 1990er-Jahren die Wiederverwertung von Grüngut aus dem Haushalt. Mit dem Einsammeln von Abfällen und Wertstoffen und deren umweltgerechter Entsorgung oder Wiederverwertung war ein neuer Industriezweig entstanden.⁴⁴⁹

Industriebrachen und Umnutzungen

In Aargauer Städten und Dörfern verschwanden bedeutende Industrieunternehmen, die oft über mehrere Generationen gewirkt hatten. Mit ihnen lösten sich Identitäten auf, manchmal blieben deren Namen als Haltestelle des öffentlichen Verkehrs oder Quartierbezeichnung erhalten. Unterschiedlich war die weitere Nutzung: Bauliche Wahrzeichen wie das 1968 eingeweihte Hochhaus Sprecherhof in Aarau wurden gesprengt, ein neues Hochhaus bildet heute den Auftakt zu einem neuen Stadtquartier.⁴⁵⁰ Im Oederlin- und Merker-Areal in Baden oder im Kern-Areal in Aarau entstanden Ateliers für Kunst- und Kulturschaffende, Gewerbe und eine Schule. Baden nutzte auf dem Areal, das einst nur für die BBC-Arbeitenden zugänglich war und daher als «verbotene Stadt» bezeichnet wurde, die Chance für eine zweite Stadtentwicklung. Die Fabrikgebäude der Sodafabrik Zurzach wurden als Industriepark vermietet.⁴⁵¹ In Lenzburg verlagerte Hero die Fabrikation an den Stadtrand, an der zentralen Lage am Bahnhof entstand ein neuer Stadtteil.⁴⁵² Die Spinnereigebäude des Spinnerkönigs Heinrich Kunz in Windisch wurden zu Lofts umgewandelt.

Wiederholt erkannten Investoren, Architektinnen oder Besitzer den historischen Fabrikcharakter als Baukultur. Die Anlagen wurden nun teilweise unter Denkmalschutz gestellt, wie der Bata-Park in Möhlin. Das steigende Interesse an der industriellen Vergangenheit liess Industriekulturpfade entlang von Flüssen entstehen. Das Museum Aargau pflegt eine Industriesammlung, das Staatsarchiv übernimmt Nachlässe von Aargauer Industrieunternehmen, und lokale Museen präsentieren Ausstellungen zur Industriegeschichte. Nationale Verkehrsgeschichte dokumentiert das Archiv von SBB Historic in Brugg. Ein zweites Leben erhielt das ehemalige Eisenbergwerk Herznach, das neu als öffentlich zugängliches Bergwerk Industrie- und Geologiegeschichte schreibt.⁴⁵³

Die Krise der 1990er-Jahre

Führten die 1980er-Jahre im Dienstleistungssektor noch zu einem Ausbau in allen Branchen, so wurden die 1990er-Jahre zum Jahrzehnt der Stagnation. Bis dahin war der Konsum ein zuverlässiger Wachstumsfaktor gewesen. Die Kategorie «Handel und Reparaturen» zählte 1975 24 000 Personen, zwanzig Jahre später waren es 44 000 Vollzeitbeschäftigte. Von Konjunkturrückschlägen seit dem Zweiten Weltkrieg kaum betroffen, stagnierte dieser Bereich erstmals in den 1990er-Jahren und verzeichnete bis 2014 einen Rückgang auf umgerechnet 39 000 Vollzeitbeschäftigte. Die Teilzeitstellen erfuhren dabei eine Ausdehnung auf rund 48 000 Personen. Die schwere Rezession der 1990er-Jahre, verbunden mit einem realen Kaufkraftverlust, manifestierte sich in dieser Branche deutlich.⁴⁵⁴ Der private Konsum leistete keinen Beitrag als Konjunkturstütze.⁴⁵⁵

Zu einem konjunkturresistenten Standbein der Binnenwirtschaft entwickelte sich in den Jahren 1975 bis 2014 der Bereich «Gesundheit und Soziales». Von rund 7000 (1975) auf 29 000 (2014) Beschäftigte wuchs diese Branche zum zweitwichtigsten Arbeitsbereich im dritten Sektor heran, mit dem höchsten Anteil an Teilzeitstellen (42 166).⁴⁵⁶ Stellen wurden in den 1990er-Jahren auch in den Bereichen «Telekommunikation» (Mobiltelefon und Internet kamen auf), «Computer und Software» (PCs verbreiteten sich rasant), «Robotik und Mikroelektronik» geschaffen.⁴⁵⁷

Immobilienblase und Entkopplung von Kapital- und Realwirtschaft

Zwischen 1980 und 1990 verdoppelten sich die Land- und Liegenschaftspreise im Aargau, eine gefährliche Blase entstand. Bauwilligen wurden die Hypotheken regelrecht «nachgeworfen».⁴⁵⁸ Dementsprechend florierte die Baubranche und erreichte 1991 den Stand von rund 22 500 Beschäftigten. Die Branche stagnierte dann aber im Verlauf der 1990er-Jahre. Erst nach der Jahrtausendwende profitierte sie von einer Konjunkturerholung und – dank der Regelung des freien Personenverkehrs mit der EU – der Zuwanderung.

Hatten in den 1980er-Jahren die Banken noch ihr Filialnetz ausgebaut, zeigte sich die Kehrseite des Immobilienbooms. Die Inflation betrug Ende 1990 über sechs Prozent. Die Nationalbank verknappte daher die Geldmenge, die Zinsen stiegen in der Folge und erreichten 1992 einen Höchststand, mit Nebenwirkungen: Unternehmen konnten diese Zinslast, die teilweise acht Prozent und mehr ausmachte, nicht mehr tragen. Auch Liegenschaftsbesitzer waren nicht mehr imstande, die rekordhohen Zinsen zu zahlen. Die Immobilienblase platzte und riss Banken in den Abgrund. Die Spar- und Leihkasse Thun kollabierte 1991, die Schweizerische Volksbank und die Solothurner Kantonbank verloren ihre Eigenständigkeit.⁴⁵⁹ Kein Stein blieb auf dem anderen, auch im Aargau fusionierten die Banken und bauten Stellen ab.⁴⁶⁰ Das Paradox jener Zeit: Während die Wirtschaft insgesamt stagnierte, verzeichnete der Finanzsektor mit «modernen» Finanzdienstleistungen eine starke Umsatzerhöhung, wies Gewinne aus und profitierte vom Börsenboom.⁴⁶¹

Tabelle
22

Entwicklung der Beschäftigtenzahlen im Dienstleistungsbereich

	Dienstleistungen	Handel, Reparaturen	Gastgewerbe	Verkehr, Nachrichtenübermittlung	Banken, Versicherungen, Beratung	Öffentliche Verwaltung, Landesvereidigung	Bildung	Gesundheits- und Sozialwesen	Immobilien, Vermittlung, Interessensvertretung, F&E	Übrige Dienstleistungen	Total Beschäftigte
1939	Betriebe	3 318	1 492	658	95			112		687	6 363
	Beschäftigte	7 431	5 509	3 181	912			1 297		1 609	18 330
1955	Betriebe	3 537	1 531	764	251		11	741	234	188	7 257
	Beschäftigte	9 109	5 280	4 129	1 998		35	3 385	686	593	25 215
1965	Betriebe	3 432	1 274	855	198		101	966	7 432	323	7 432
	Beschäftigte	13 644	5 513	5 630	2 059		264	5 039	34 890	1 613	34 890
1975	Betriebe	4 680	1 366	942	430	539	953	699	11 866	1 265	11 866
	Beschäftigte	23 723	7 013	6 498	3 754	3 719	4 466	7 062	65 563	3 273	65 563
1985	Betriebe	5 442	1 372	920	457	594	1 013	988	14 061	657	14 061
	Beschäftigte	31 060	7 980	7 896	4 935	4 701	4 929	10 322	85 036	1 433	85 036
1995	Betriebe	6 002	710	1 234	1 288	625	1 182	1 408	18 495	2 020	18 495
	Beschäftigte	43 673	6 744	13 402	11 605	6 621	12 031	19 837	141 723	7 741	141 723
2005	Betriebe	6 093	630	1 440	1 438	556	1 199	1 554	19 774	1 879	19 774
	Beschäftigte	43 577	6 056	15 178	10 618	7 506	14 368	26 604	158 470	8 802	158 470

Grafik
59

Hypothekarzinsen Aargau 1970–2014 (in Prozent)

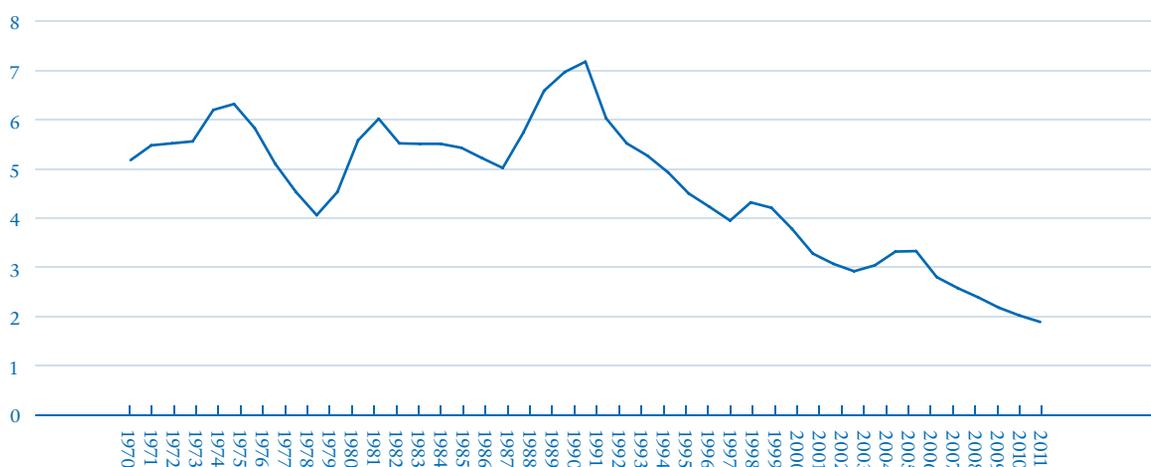


Tabelle 22 Die Beschäftigungsentwicklung im Dienstleistungsbereich zeigte immer nach oben: Konsum, Gesundheit oder die Informationstechnologie schufen neue Stellen ausserhalb von Werkstatt und Maschinensaal. Quellen: Bundesamt für Statistik, Betriebszählungen; Statistisches Jahrbuch des Kantons Aargau.

Grafik 58 Hypothekarzinsen von 1970 bis 2014: Zwischen 1981 und 1995 lag der Hypothekarzins immer über fünf Prozent. Auch die Kapitalaufnahme gestaltete sich für Unternehmer als teuer. Die Steigerung Anfang der 1990er-Jahre war für Liegenschaftsbesitzer nicht tragbar, manche Banken sassen auf zu hohen Schulden. Die 1990er-Jahre wurden zum Fusionsjahrzehnt der Banken. Quelle: Statistik Aargau.

Frauen im Beruf: Teilzeitarbeit

Unter dem Eindruck chronisch mangelnder Arbeitskräfte schilderte der eidgenössische Fabrikinspektor 1964 anhand eines Beispiels, wie mit besseren Rahmenbedingungen vierzig- oder fünfzigjährige verheiratete Frauen für Teilzeitpensen zu gewinnen wären, sogar für die Fabrikarbeit. «Die Kinder ziehen aus, die relativ kleine moderne Wohnung im Wohnblock bietet keinen genügenden und befriedigenden Aufgabenbereich mehr. [...] Oft heisst es, es sei unmöglich aus organisatorischen Gründen [...], aber bei näherem Zusehen entdeckt man verschiedene Frauen, die seit Jahren regelmässig Teilzeitarbeit leisten [...]. In einem Dorf, wo bereits

grosse Betriebe mit stark weiblicher Belegschaft bestehen, hat sich eine kleinere neue Fabrik niedergelassen, die ausschliesslich Frauen benötigt. Erstaunlicherweise war die nötige Anzahl Frauen leicht zu finden, aber von zehn Personen halten nur ganz wenige die normale Arbeitszeit ein, alle anderen arbeiten nach persönlichen Vereinbarungen. Der Betrieb kommt ohne Ausländerinnen aus.»¹

1939 führten Menzinger Ordensschwester die erste Aargauer Kinderkrippe im Kinderheim Wohlen. Denn in der Hutgeflechtindustrie dominierte die Frauenarbeit.² In den 1960er-Jahren entstanden weitere, anfänglich von italienischen Nonnen geführte Krippen, die sich in den 1970er-Jahren für alle öffneten.³

In den 1980er-Jahren nahm die Zahl der Erwerbstätigen nicht nur wegen der Zuwanderung ausländischer Arbeitskräfte zu, nun traten zunehmend gut ausgebildete Frauen in den Arbeitsmarkt ein. Dabei spielte die Teilzeitarbeit eine wichtige Rolle. Die Statistik erfasste diese Veränderung erst ab 1985, als sie hierzu Zahlen erhob. 1991 standen 6,6 Prozent aller erwerbstätigen Männer in einem Teilzeitarbeitsverhältnis, bei den Frauen waren es 36,6 Prozent.⁴

1 AAV 1964, 20; Bezirkschronik Lenzburg Kulm 1966, 106: Passt zum Betrieb Ruth Senn-Obi Strickerei in Hendschiken.

2 AZ-Online, 2.9.2014.

3 Baldinger Fuchs 2016, 165f.

4 AIHK Mitteilungen 1991, 50.

326 Hilfszeichnerin als Frauenberuf, 1963. Eine Lehre sei für Mädchen nicht unbedingt erforderlich, sie würden ja doch eines Tages heiraten, erklärten zwei Frauen in der BBC-Hauszeitung. Mit der vier Monate dauernden Hilfszeichnerschule fand die BBC einen Weg, dem Personalmangel zu begegnen, und Frauen gelang der Eintritt in die Männerdomäne der Werkzeugkonstruktion.



327 Firma Ruth Senn-Obi in Hendschiken, 1965. Die Strickerei nahm 1958 den Betrieb auf und fand genügend Schweizer Arbeiterinnen, da Arbeitszeit und Arbeitsumfang persönlich vereinbart wurden. Sieben Jahre später produzierte das Unternehmen 45 000 Paar Strumpfhosen mit 15 Heimarbeiterinnen und 9 Frauen in der Fabrik.



Tabelle
23

Zunehmende Erwerbstätigkeit von Frauen 1985–2005

	1985		1995		2005	
Erwerbstätigkeit von Frauen	absolut	%	absolut	%	absolut	%
Frauenanteil im 2. Sektor	24 399	23%	20 226	21%	18 837	21%
Frauenanteil im 3. Sektor	53 365	49%	72 092	51%	83 889	53%
Anteil der Frauen an den Beschäftigtenzahlen	77 764	36%	92 318	39%	102 736	42%

Tabelle
24

Teilzeitarbeit im Aargau 1985–2015

	1985	1995	2005	2015
Teilzeit bei Frauen	37%	49%	55%	53%
Teilzeit bei Männern	6,4 %	8%	11%	10%

Tabelle
25

Entwicklung der beruflichen Lehrverhältnisse Frauen und Männer 1955–1992

Lehrabschlüsse	1955		1965		1974		1980		1992	
Männer total	1270	71%	1357	63%	2305	64%	2610	61%	2564	57%
Frauen total	511	29%	785	37%	1272	36%	1672	39%	1926	43%

Tabelle 23 Teilzeitarbeit wurde ab 1985 in der Betriebszählung erfasst. Die Reduktion im zweiten Sektor spiegelt den Stellenabbau im Industriebereich, im wachsenden Dienstleistungsbereich entstanden viele Teilzeitstellen im Verkauf und im Gesundheitsbereich. Quellen: Statistisches Amt Aargau, Betriebszählungen; Statistisches Jahrbuch 2007.

Tabelle 24 Die Zunahme der Anzahl berufstätiger Frauen ging zwischen 1985 und 1995 ausschliesslich aufs Konto von Teilzeitstellen. Es lässt sich eine deutliche Verlagerung der Frauenerwerbsarbeit in Richtung Teilzeitbeschäftigung feststellen. Quellen: Statistisches Jahrbuch 2007, 82; Statistisches Jahrbuch 2017, 61.

Tabelle 25 Der Berufsfächer öffnete sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts für Frauen. Noch 1950 gab es wenig Auswahl: Schneiderin und Verkäuferin deckten den Grossteil des Lehrstellenangebots ab – Berufe, die ein Einkommen mit Tieflohn garantierten. Quellen: BAH 1950, 1960, 1974, 1980, 1992.



328 Der Paukenschlag erfolgte 1987 mit der Ankündigung der Fusion der Schweizer Weltfirma BBC mit der schwedischen Asea zur ABB. «Elefantenhochzeit» titelte die Presse. Es war der Auftakt für den Verkauf der verschiedenen Sparten in den folgenden Jahrzehnten.



329 Grosskundgebung gegen die Entlassungen bei der ABB im April 1988 in Baden: Rund 1500 Personen folgten dem Aufruf des Gewerkschaftsbundes Aargau und demjenigen von Zürich und protestierten gegen die «Arbeitsplatzvernichtung» bei Asea Brown Boveri.



330 Hauptsitz von Sprecher + Schuh in Aarau, vor 1965. Trotz hervorragender Produkte wurde es im gesättigten Markt der Elektrizitätsversorgung immer schwieriger, sich gegen die Konkurrenz im Ausland zu behaupten. Für Sprecher + Schuh war der Weltmarkt eine Schuhnummer zu gross geworden, das Abstossen einzelner Geschäftsbereiche ab Mitte der 1980er-Jahre versprach für diese mehr Entwicklungsmöglichkeiten.



331 Arbeiter und Politiker aus Freiburg demonstrierten 1996 in Rheinfelden gegen die Schliessung der Brauerei Cardinal. Mit Fusionen und Stilllegungen ab 1988 war die Feldschlösschen-Gruppe gewachsen, bis sie ihrerseits im Jahre 2000 von der dänischen Carlsberg übernommen wurde.



332 Sonderausgabe Aargauer Tagblatt 1992: Die 1990er-Jahre wurden zum Jahrzehnt der schweren Rezession. Die Krise war besonders hartnäckig, weil verschiedene Entwicklungen wie der Zusammenbruch des langjährigen Immobilienbooms, die Hypothekenkrise der Banken, die Deindustrialisierung, die Verlagerung von Produktionsstandorten ins Ausland oder die Lohn- und Konsumstagnation zusammenkamen.



Kirchengemeindehaus Limmattal, Zürich



3019



3019



803

804

806



805

809

810



333 Produktkatalog der Stuhl- und Tischfabrik Klingnau AG, 1970: Der wirtschaftliche Umbau betraf auch das untere Aaretal – lange Hochburg der Holzverarbeitung. Die Fabriken gingen reihenweise ein. Umso wichtiger war die Ansiedlung hochwertiger und gut bezahlter Stellen durch die Nuklearindustrie in den Dörfern Villigen, Würenlingen, Döttingen und Leibstadt.



335 Industriedesign und Kunststoff: Die Firma Rotho produziert in Würenlingen Haushaltsgegenstände. Der rote Fleischhammer von 1981 befindet sich in der Sammlung des Museums für Gestaltung, Zürich.



334a und b Kunststoffprodukte «made in Aargau»: 1969 erfand die Firma Riwisa in Hägglingen die Stapeltasse Swissair, ein Jahr später folgte der Einwegbecher mit Wabenmuster. Die Vielfalt und die Grösse der Kunststoffindustrie sind eine Aargauer Spezialität.



336a und b Die Anlage des Bioriko-Erdenwerks der Firma Häfeli-Brügger in Klingnau, 1970er-Jahre: Das Denken in Kreisläufen war naheliegend, als es darum ging, die Unmengen an Rindenabfällen der Spanplattenfabrik Novopan der Wiederverwertung zuzuführen. Aus dem gehäckselten Material in Rottenkörben entstand Rindenkompost für den Garten.



337 Glascontainer und Sammellastwagen der Firma Häfeli-Brügger, nach 1979. Ein neues Geschäftsfeld tat sich Ende der 1960er-Jahre mit der Glassammlung in der Mulde auf. Was im Ausland möglich war, sollte auch in der Schweiz umgesetzt werden. Häfeli-Brügger organisierte die Glassammlung, die Firma Vetropack entwickelte das Einschmelzverfahren.



338 Industrie als Erlebnis: Glocken werden seit über 650 Jahren mitten in der Stadt Aarau gegossen. Einen Besuch in der letzten Schweizer Glockengiesserei H. Rüetschi AG empfiehlt Aargau Tourismus. Geführte Touren durch die Produktionsstätte zeigen traditionelles Kunsthandwerk in Verbindung mit moderner Technologie.

Galten steigende Börsenkurse als Indikator für eine prosperierende Wirtschaft, verfälschten sie in den 1990er-Jahren die Konjunkturprognosen. So erklärte Hans-Peter Zehnder (*1954), Präsident der Aargauischen Industrie- und Handelskammer, im Jahr 1996, dass die Konjunkturforscher einen Aufschwung versprachen, wo sich die Realität doch anders präsentierte: «Fast jeden Tag lesen wir in den Zeitungen, dass sich unsere Wirtschaft in einer schlechten Verfassung befindet. Entlassungen, Restrukturierungen, Betriebsschliessungen und Produktionsverlagerungen sorgen für Schlagzeilen. Solch einschneidende Massnahmen einzelner Unternehmen widerspiegeln die gesamtwirtschaftliche Lage. [...] bemerkenswert ist eine Meldung, die Anfang April 1996 erschienen ist. Die Konjunkturforschungsstelle der ETH (KOF) teilt mit, dass sie ihr Konjunkturbarometer geändert habe. Statt sechs Einzelindikatoren werden nun nur noch deren fünf berücksichtigt, da der Aktienindex wegen der Globalisierung der Wertpapiermärkte und der zunehmenden Bedeutung der Sekundärmärkte (Derivate!) den Bezug zur realwirtschaftlichen Entwicklung verloren habe! Und prompt zeigt denn auch der neue Sammelindex der vorlaufenden Indikatoren, dass für 1996 ein deutlich schlechteres Bild zu erwarten ist.»⁴⁶²

Langzeitarbeitslosigkeit und «Berufswechsler»

Die Schweizer Wirtschaft geriet nach 1990 ins Stocken und kam während fast eines Jahrzehnts kaum wieder in Schwung. 1991 sank die Beschäftigung in zwei Dritteln aller Branchen, die Arbeitslosenzahlen erreichten ein Niveau, das bisherige Erfahrungen von Konjunkturreinbrüchen weit übertraf. Innerhalb eines Jahres verdoppelten sie sich in der Schweiz von 25 000 auf über 58 000 Personen. Ungewöhnlich war, dass alle Berufsgruppen und Regionen betroffen waren.⁴⁶³ Der grösste Teil umfasste unqualifizierte Arbeitskräfte, doch neu stammten zwanzig Prozent der Stellenlosen aus der Berufsgruppe «Verwaltung, Büro». Noch ungewöhnlicher war, dass auch «Qualifizierte aus dem Kader oder mit Fachfunktion» auf der Strasse standen.⁴⁶⁴ 1993 sprach man erstmals von Langzeitarbeitslosigkeit. Das Instrument der Arbeitslosenversicherung genügte nicht mehr als soziale Absicherung einer vorübergehenden Krisenzeit.⁴⁶⁵ Für eine wachsende Zahl von Arbeitsuchenden bestand auch nach monatelangem Bewerben keine Aussicht auf eine bezahlte Arbeitsstelle. Sie wurden ausgesteuert.

Zwischen 1991 und 1997 stieg die Zahl der Anmeldungen bei den Arbeitsämtern im Aargau von 1500 auf über 12 000 Personen und pendelte sich seither auf sehr hohem Niveau ein. Der Kanton reagierte darauf mit zwei Massnahmen: Zur Vermittlung von Arbeitslosen wurden zum einen Regionale Arbeitsvermittlungszentren eingeführt, zum anderen wurden ausgesteuerte Personen einem Beschäftigungsprogramm zugewiesen.⁴⁶⁶ Gewerkschaften setzten durch, dass bei Entlassungen in grösseren Firmen ein Sozialplan vorgelegt werden musste, der vor allem älteren Arbeitnehmenden eine vorzeitige Pensionierung ohne Rentenkürzung ermöglichte. Ausgesteuerte versuchten den Gang in die Selbstständigkeit oder erhielten Unterstützung vom Sozialamt.

Eine im Vergleich zur Schweiz (1995: Ø 5,2 %) tiefere Arbeitslosenrate gehörte in den 1990er-Jahren trotz des hohen Industrieanteils zu den Merkmalen der Aargauer Wirtschaft (1995: Ø 2,9 %).⁴⁶⁷ Vorteilhaft wirkte sich einerseits die Lage aus: eine dezentrale Siedlungsstruktur ohne Grossstadt zwischen mehreren grossen Arbeitsmarktzentren. Andererseits federten der Branchenmix der Industrie, die gute Berufsbildung im technischen Bereich und die Anstrengungen der KMU, für Schulabgängerinnen und Schulabgänger Lehrstellen bereitzustellen, die Arbeitslosigkeit ab.

Der Strukturwandel veränderte die Berufsbildung: Die Maschinenindustrie reduzierte im Jahr 2000 die Zahl der Lehrberufe von zwanzig auf sieben. Neue Berufe wie Mediamatikerin, Telematiker, Mechapraktiker oder Betriebspraktikerin entstanden. Dazu gab es neue Ausbildungsmodelle wie Ausbildungsverbünde. Neu sprach man von «Berufswechsler». Fünfzig Prozent der Erwachsenen übten im 2000 nicht mehr den einst erlernten Beruf aus. Bereits in der Gruppe der 15- bis 24-Jährigen arbeiteten drei von zehn Lehrabsolvierenden in einem anderen Beruf. Bei den 55- bis 60-Jährigen betrug der Anteil der Berufswechsler sogar sechzig Prozent.⁴⁶⁸

Deutliches EWR-Nein und Globalisierung

Der Fall der Berliner Mauer 1989, der Zusammenbruch der Sowjetunion, der Reformprozess in China und die Schaffung des Europäischen Wirtschaftsraums (EWR) führten zu einer Ausweitung der Märkte und zu einer Intensivierung der internationalen Verflechtung. 1987 war klar, dass die Europäische Gemeinschaft den gemeinsamen Binnenmarkt verwirklichen würde. Der freie Verkehr von Waren, Personen, Dienstleistungen und Kapital würde die ausländische Konkurrenz stärken. Eine Umfrage der Industrie- und Handelskammer ergab 1988, dass die grossen Industrieunternehmungen frühzeitig mögliche Auswirkungen analysiert und entsprechende Verhaltensszenarien entwickelt hatten. Von den KMU glaubten hingegen viele, sie seien von den anstehenden Umwälzungen nicht betroffen.⁴⁶⁹

Am 6. Dezember 1992 lehnte das Schweizer Volk mit 50,3 Prozent den Beitritt der Schweiz zum EWR ab. Im Aargau betrug die Ablehnung satte sechzig Prozent. Der Aargauische Gewerbeverband mit Mitgliedern, die mehrheitlich im Binnenmarkt agierten, sprach sich dagegen aus. Die Industrie- und Handelskammer hingegen setzte sich für ein Ja ein. Als der europäische Binnenmarkt 1993 in Kraft trat, suchte die Schweiz den Anschluss über bilaterale Verträge und passte ihr Kartellrecht schrittweise den in der Europäischen Union geltenden Wettbewerbsbestimmungen an.⁴⁷⁰ Für die KMU ging die Rechnung nicht auf. Die stetige Öffnung der Märkte veränderte die Konkurrenzverhältnisse nachhaltig, der Preisdruck erhöhte sich massiv. «Vor allem die bisher vornehmlich im Inland operierenden KMU-Betriebe finden sich in dem veränderten Umfeld nur schwer zurecht», analysierte die Industrie- und Handelskammer die Lage 1997.⁴⁷¹ Das Konzept der dualen Wirtschaft mit einem geschützten Binnenmarkt und einer auf dem Weltmarkt sich behauptenden Exportwirtschaft löste sich auf.⁴⁷²

Aufgrund dieser Entwicklung folgte der Präsident der Industrie- und Handelskammer, Hans-Peter Zehnder, 1996, dass die Stagnation der 1990er-Jahre letztlich nicht auf eine schwache Konjunktur zurückzuführen war, sondern fundamentale Probleme aufzeigte: «Politische Veränderungen, wie sie vor 10 Jahren undenkbar gewesen wären, führten dazu, dass wir mit neuen Wirtschaftsräumen konkurrieren (Osteuropa, China), die mit Schweizer Produkten auch in Sachen Qualität mithalten können, aber billiger sind. Die Globalisierung der Wirtschaft wird im weiteren stark gefördert durch eine eigentliche Revolution in der Kommunikations- und Informationstechnologie (Stichworte Internet, Multimedia-Techniken). Damit werden die Märkte sehr transparent, herkömmliche Grenzen fallen weg. Je nach Branche hat es in der Vergangenheit genügt, sich am Inlandmarkt zu orientieren, heute ist der europäische Kontinent oder sogar die ganze Welt der relevante Wirtschaftsraum. [...] Globalisierung betrifft nicht nur Industriegüter, sondern auch Dienstleistungen und tägliche Konsumprodukte. Der Schweizer Software-Entwickler steht in Konkurrenz zu Anbietern aus der Tschechei oder Asien, der Schweizer Obstbauer muss sich mit Produzenten aus Kalifornien oder Südafrika messen.»⁴⁷³

Trotz Strukturanpassungen und Entlassungen war der Kanton Aarau einer der wenigen Kantone, die lange Zeit keine aktive Wirtschaftsförderung kannten. Das Finanzdepartement führte eine Stabsstelle für Wirtschaftsfragen und Beratung mit dem Ziel: Förderung des Dienstleistungssektors und einer konkurrenzfähigen Industrie. Steuererleichterungen, Finanzhilfen oder kostenloses Zurverfügungstellen von Bauland für einzelne Firmen kamen nicht infrage.⁴⁷⁴ Im Standortwettbewerb der Kantone untereinander und gegenüber dem Ausland rückten in den 1990er-Jahren günstige Steuerbedingungen für Kapitalgesellschaften in den Vordergrund, die 1999 zu einem neuen aargauischen Steuergesetz führten.⁴⁷⁵

Kommunikation und Digitalisierung

Hans Erich Roth (1931–2020), Direktor der Mühlebach Papier AG und Präsident der Aargauischen Industrie- und Handelskammer, kritisierte 1986 die Monopolstellung der PTT im Fernmeldebereich und beschrieb die Schlüsselfunktion der Kommunikation für die zukünftige Informationsgesellschaft: «Wir sind gegenwärtig daran, von der Industrie- zur Informationsgesellschaft zu wechseln. [...] Es ist nicht übertrieben zu behaupten, dass derjenige einen strategischen Vorsprung haben wird, der es am besten versteht, mit der Information umzugehen. Die Information wird damit mehr und mehr zur Handelsware. [...] Wir sträuben uns dagegen, Information gar als Investition zu betrachten. Maschinen und Anlagen sind klar definierte Investitionsobjekte. [...] Wir erkennen den unwahrscheinlichen Aufschwung der Kommunikationstechnologie. [...] es wird notwendig sein, dass der monopolistische Anbieter des Netzwerkes, nämlich die PTT, uns mit den modernsten Mitteln versorgt.»⁴⁷⁶ Im selben Jahr gab die PTT das Monopol auf Endgeräte auf, neue Telefonapparateanbieter traten auf den

Markt.⁴⁷⁷ Im Zuge der Liberalisierung der PTT kam es 1993 zur Aufteilung des Unternehmens in die Bereiche Post und Telekommunikation, aus letzterer entstand 1998 die Swisscom AG mit Mehrheitsbeteiligung durch den Bund.⁴⁷⁸

Die Entwicklung des Internets in den 1990er-Jahren veränderte die Informationsmöglichkeiten grundlegend und führte innerhalb eines Jahrzehnts zu komplett neuen Geschäftsfeldern. Die Nutzung von E-Mails etablierte sich in den Unternehmen ab Mitte der 1990er-Jahre, im privaten Bereich verlief die Entwicklung langsamer. 1997 nutzten sieben Prozent der Bevölkerung das Internet regelmässig, 2016 waren es 85 Prozent.⁴⁷⁹ Einzelne Anwender und Gruppen erkannten früh das Potenzial. Drei Beispiele: Als 1994 Google und Yahoo aufkamen, gründete Roland Brack (*1972) die Einzelfirma Brack Consulting für den Verkauf von Elektronik mit Firmensitz und Lager in Mägenwil. Bereits 1997 programmierte er eine Website mit direkten Bestellmöglichkeiten unter brack.ch – die erste Version eines Online-Shops. Bis 2020 entwickelte sich das Unternehmen zu einem der umsatzstärksten E-Commerce-Plattformen der Schweiz mit einem Vollsortiment am Lagerstandort im luzernischen Willisau.⁴⁸⁰ In Wohlen belegte Digitec-Galaxus, 2020 der grösste Online-Händler der Schweiz, seit 2009 mit seinem Schweizer Zentrallager die Hallen des einstigen Stahlwerks Ferrowohlen.⁴⁸¹

Aus der Informatikabteilung des Schweizerischen Bauernverbands in Brugg entstand die Firma green.ch, die 2010 den fünftgrössten Internetprovider der Schweiz stellte. Gegründet 1995, bot die Firma als eine der ersten Anbieterinnen den Endbenutzern in der Schweiz unter dem Namen «@pop.agri.ch» einen E-Mail-Account an. Swisscom führte erst 1996 das Internetportal «Blue Window» ein. Mit dem zweiten Unternehmensbereich, Green Datacenter AG, entstanden in Lupfig bis 2020 vier Rechenzentren – der Schweizer Datenhub für Unternehmen und internationale Cloud-Provider.⁴⁸²

